

2014



Und jetzt?

Campuszeitung der LMU

Uni ohne Studiengebühren - Zurück aus Indien - mit 50 nochmal in die Uni - die Kulturjurte

29€ JUNGES ABO

**6 VORSTELLUNGEN
DEINER WAHL**

MMK
MÜNCHNER KAMMERSPIELE
089/2333 966 02 / www.muenchner-kammerspiele.de/abo

Impressum

WIR SUCHEN
IMMER
STUDIERENDE FÜR
REDAKTIONELLES,
LAYOUT UND FOTOS
http://bit.ly/caze_fb

KONTAKT
campuszeitung@stuve.uni-muenchen.de
FACEBOOK
CampusZeitung der Uni München

Campuszeitung
der Studierendenvertretung der
Ludwig-Maximilians-
Universität München

Redaktionssitz:
Leopoldstraße 15
80802 München

Chefredaktion:
Friederike Krüger
Torsten Romeike

V.i.S.d.P.
Friederike Krüger
Torsten Romeike

Layout:
Friederike Krüger

Werbung:
Torsten Romeike

Redaktion:
Sarah Bioly
Caroline Giles
Sophia Katamdze
Michael Kosok
Friederike Krüger
Paul Pichlmeier
Tabea Renner
Torsten Romeike
David Sumerauer
Lena von Holt
Eckhard Wallis

Koordination Druck:
Torsten Romeike

Druckerei:
MegaDruck.de
Produktions- und Vertriebs
GmbH
Eichendorffstraße 34
26655 Westerstede

Auflage:
5.000 Exemplare

Bildnachweis:
So weit nicht anders gekenn-
zeichnet, unterstehen die in
der Zeitung verwendeten Bil-
der den Creative Commons
Attribution-Share oder der
GNU Free Documentation Li-
cense.

Inhaltsverzeichnis

Campuszeitung Ausgabe 8

4 Jenseits der Ästhetik

Ein nerdiger Spaziergang durchs Uni-
Viertel

6 Uni der Zukunft

Individualisierung – Eine Bedrohung für
die Universitäten?

8 Und jetzt?

Ein Gespräch mit Platon und Aristoteles

10 Durchstarter

Fabian Heilemann gründete Deutschlands
erste Gutschein-Onlineplattform. Ein In-
terview

12 Das Bildungssystem in der Sackgasse

Warum wir eine Revolution brauchen

14 Studium Ü50

Schräge Idee oder ernsthafte Chance?

16 Kultur auf Wanderschaft

Die Kulturjurte München

18 Konkurrenzdruck à la française

Im Pariser Quartier Latin sind die Plätze
gezählt

20 Reise ans Ende der Nacht

Indienbericht

25 Ende gut, alles gut?

Konsequenzen für die Uni durch die Ab-
schaffung der Studiengebühren

26 Gegen Trichter-Lernen

Arbeit des Referats für Lehramt

27 Lehr:werkstatt

Ein etwas anderes Schulpraktikum

28 Das Kreuz mit der Rampe

Barrierefreiheit für die Soziologie

30 Veranstaltungen

Jenseits der Ästhetik

Ein nerdiger Spaziergang durchs Uni-Viertel

Von Eckhard Wallis

In Philtrat durfte der kunstsinnige Student unlängst nachlesen, wo man überall in der Innenstadt an Leo von Klenzes baulichem Erbe entlang spazieren kann. Wir legen nach und präsentieren - für den modernen Flaneur in der Wissenschaftsgesellschaft - einen Spaziergang für die Mittagspause auf den Spuren von Forschung und Technik.

Unser Weg beginnt, verkehrstaktisch geschickt, am U-Bahn-Ausgang in der Schellingstraße. Die geisteswissenschaftlichen Institute in der Hausnummer 3 keines Blickes würdigend, gehen wir rechts am Gebäude der Fakultät für Physik vorbei Richtung Salinenhof. Von außen macht der große Backsteinbau nicht sonderlich viel her - innen kann man immerhin im dritten Stock gelegentlich dem einzigen noch an der LMU aktiven Nobelpreisträger über den Weg laufen. Theodor Hänsch, inzwischen schon 73 und immer noch von Worten wie Pensionierung oder Altersgrenze

unbeeindruckt, forschte und forscht dort an Methoden zur hochpräzisen Vermessung der Energiestruktur von Atomen. Auf der anderen Seite des Hofes erhebt sich ein optisch, naja, fast schon ansprechender Gebäuderiegel der ebenfalls immer noch fest in der Hand der exakten Wissenschaften ist. 1894 als Erweiterung für das schnell wachsende Physikalische Institut erbaut, beheimatet der Altbau Physik heute den Lehrstuhl für experimentelle Biophysik. Hier scharte früher der legendäre Theoretiker Arnold Sommerfeld seine Schüler um sich, scheiterte Werner Heisenberg in seiner Doktorprüfung beinahe am gnadenlosen Nachbohren des Experimentalphysikers Wilhelm Wien und im Keller direkt neben dem großen physikalischen Hörsaal entdeckten Forscher um Max von Laue 1912 die Röntgenbeugung an Kristallen, bis heute eine Schlüsselmethode um den Aufbau von komplizierten Molekülen zu untersuchen. Zukünftige Nobelpreisträger trifft man heute vielleicht eher in der Amalienstraße beim Turka-Döner. Hier stärkt sich mittags der Physiker-Nachwuchs auf dem Weg zum Mathebau in der Theresienstraße. Hält man sich an Oscar Wildes Diktum „Alle Kunst ist ganz und gar nutzlos“, würde sich das dort arbeitende Publikum - Zahlentheoretiker, theoretische Elementarteilchenphysiker, Kosmologen - wunderbar in das Ensemble der umliegenden Kunsttempel einfügen. Allein, die Schönheit ihrer besonderen Kunst bleibt verborgen in den Köpfen derer, die sie betreiben. Dem schöngestigten Pinakotheksbesucher erschließt sie sich meist nicht. Und so rümpft, wer vorher zwei Stunden lang in der Design-Sammlung die elegantesten Holzstühle der Welt bewundert hat, nur unwillkürlich die Nase angesichts des unansehnlichen Institutsgebäudes, dass sich da so unflätig zwischen dem Alter Pinakothek und Museum Brandhorst breitmacht. Unbeeindruckt von solcherlei Äußerlichkeiten ist der technophile Kopf derweil längst weiter geeilt in die Arcisstraße zur Polytechnischen Schule, pardon, der Technischen Universität. Auch wenn die „Unternehmerische Universität“ inzwischen den Löwenanteil ihrer Forschungsanlagen in die Garching Prärie ausgelagert hat, platzt das Stammgelände vor lauter Exzellenz noch immer aus allen Nähten. Neben einer beeindruckenden Sammlung schicker Uhren und teurer Sonnenbrillen am lebenden Objekt (5. Stock, Dachterrasse, vor allem

im Sommerhalbjahr) beherbergt der Innenstadt-Campus auch noch Großtechnik der alten Schule. Zum Beispiel das Dieter-Thoma-Labor des Lehrstuhls für Wasserbau, untergebracht in einem unscheinbaren Haus neben dem Tor zur Gabelsbergerstraße. Im ehemaligen „Labor für Hydraulische Maschinen“, bei seiner Einweihung europaweit das Größte seiner Art, wird seit 1912 das Strömungsverhalten im Inneren von Turbinen und Pumpen experimentell untersucht.

Auf dem Nordgelände an der Ecke zur Luisenstraße steht seit 1963 die sogenannte Hochvolthalle. Im Inneren entfesseln die Mitarbeiter des Lehrstuhls für Hochspannungs- und Anlagentechnik die Naturgewalten, um elektrisches Equipment mit Spannungen im Megavoltbereich zu testen. Von außen bietet das Gebäude ganz stilecht alles, was der Kenner von einem Frankensteinischen Labor erwarten würde: Ein riesiger, auf den ersten Blick fast fensterloser Backsteinwürfel, mysteriöse elektrische Anlagen auf dem Dach und um den Forschungsbunker herum sogar ein kleiner Kiesgraben - „aus Sicherheitsgründen“.

Sicherheitsgründe von ganz anderem Kaliber spielten bei einem Projekt nur wenige Meter weiter südlich eine Rolle. Während der Planungen für den Bau des ersten deutschen Forschungsreaktors im Raum München kam im Herbst 1955 einem unbekannten Technikfreund

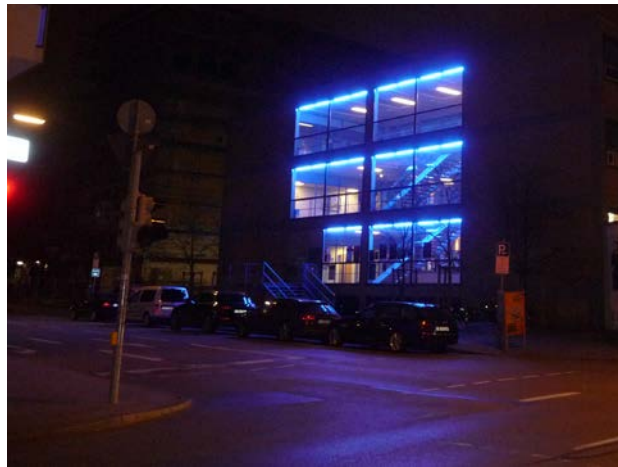
der Geistesblitz, selbigen Reaktor doch einfach in direkter Nachbarschaft der TU an der Ecke Luisenstraße/Gabelsbergerstraße zu postieren. Zwar hatte die Anti-Atom-Bewegung in den Fünfzigern noch deutlich weniger Schwung als heute, aber bereits damals zeigte sich die Anwohnerschaft nur wenig begeistert. Schnell wurde der ursprüngliche Plan mit der lakonischen Notiz „Reaktor entfällt auf diesem Gelände“ quittiert, und bereits im Januar 1956 konnte Garching den Titel des Atomdorfs für sich reklamieren. Einquartiert wurde in das Gebäude an der Luisenstraße nur das Institut für technische Physik, bis auch das gen Garching ziehen musste. Seit Oktober 2008 nutzt die Musikhochschule die „Reaktorhalle“ als Veranstaltungsraum. Nuklear kultivierte Betrachter konnten früher das Mosaik-Muster an der Türe als Nuklid-

Karte entziffern - die Verantwortlichen in der Bauleitung anscheinend leider nicht. Die Metallplatten an der Tür nach einer Renovierung wieder mit Sinn und Verstand zusammensetzen wäre dann wohl doch zu viel der Interdisziplinarität gewesen und so sieht man heute nur noch ein chaotisches Muster von hellen und dunklen Steinchen. Die Umwidmung zur Konzerthalle ist noch ein eher würdiges Ende für einen Forschungstempel. Die letzte Etappe auf der Luisenstraße Richtung Hauptbahnhof zeigt noch eine andere Art der Staatsregierung mit ihren Liegenschaften im Stadtzentrum umzugehen. Zwischen Luisen- und Katharina-Von-Bora-Straße, wo heute das Charles-Hotel und Münchens erste Gated Community ein gelungenes Beispiel für räumliche Segregation nach Kontostand liefern, wurde noch bis weit in die neunziger Jahre hinein im zoologischen Institut und der Chemie-Fakultät der LMU studiert und geforscht. Das Ende dieser (zugegebenermaßen ein wenig in die Jahre gekommenen) Insel des analytischen Geistes wurde 1999 eingeläutet mit dem Umzug der Chemie auf den Wald- und Wiesen-Campus (auch oft euphemistisch als „HighTech“ bezeichnet) in Großhadern. Die Biologen folgten in Etappen 2004 und 2008. Nachdem 2005 auch noch ein Großbrand dem leeren Gebäude der „Alten Chemie“ schwer zusetzte, erinnert heute nichts mehr an die frühere Nutzung des Geländes. „Eigentlich schade“, mag sich da der gelehrte Flaneur denken, während er in die S-Bahn zum Marienplatz steigt - zurück zur U6 und in die triste Langeweile von Garching oder Großhadern.

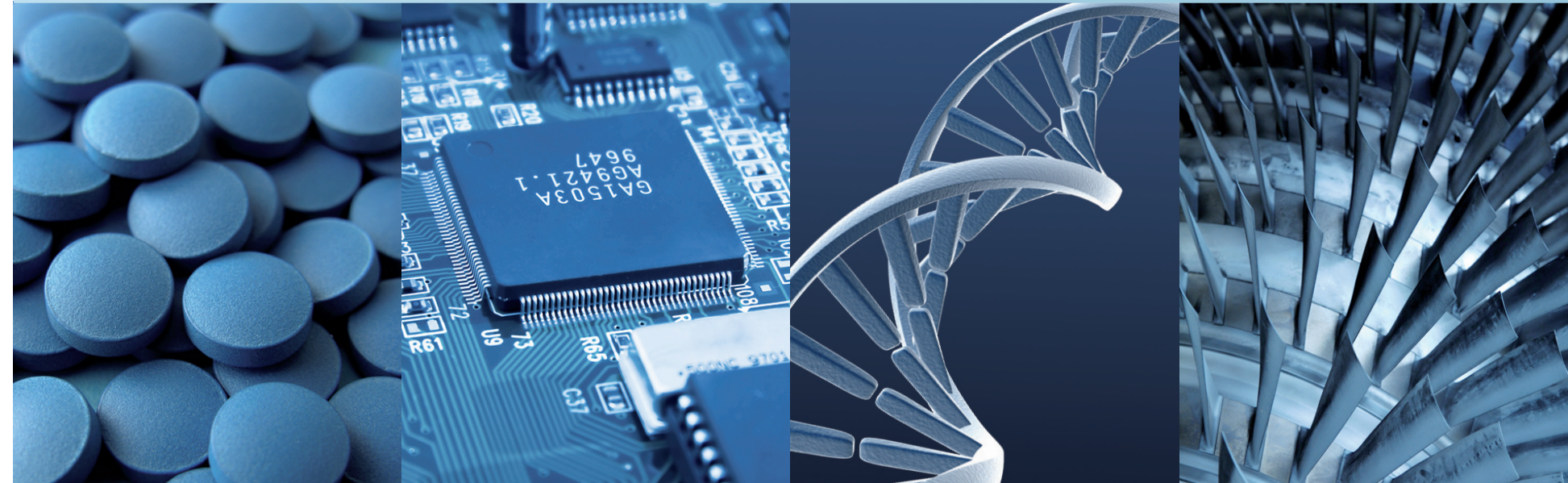
Eckhard Wallis studiert Physik und Wissenschafts- und Technikphilosophie.



Foto: Reaktorhalle in der Luisenstraße



Maiwald



Um Patentanwalt zu werden, muss man kein Jurist sein.

Maiwald Patentanwalts-gesellschaft mbH ist ein Zusammenschluss von Patent- und Rechtsanwälten im Bereich des gewerblichen Rechtsschutzes. Die Kanzlei spezialisiert sich auf die Sicherung, die Verteidigung und die Durchsetzung der geistigen Eigentumsrechte ihrer Mandanten. Mehr als 180 Mitglieder, davon über 60 Anwälte, Assistenten und Trainees, arbeiten an den Standorten München, Hamburg, Düsseldorf, Zürich und New York.

FACHBEREICHE

Chemie & Pharmazie, Biotechnologie & Biologie, Physik, Maschinenbau, Elektrotechnik, Software, Recht

Maiwald Patentanwalts GmbH berät und vertritt inländische und internationale Mandanten auf allen technischen Gebieten und weltweit in allen Aspekten des Rechtes am geistigen Eigentum. Dazu gehören Patente und Gebrauchsmuster, Marken, Geschmacksmuster, Design- und Urheberrecht, Lizenzen und Verletzungsfälle, Wettbewerbsrecht,

Medien-, Computer-, Software- und Internet-Recht sowie Firmen- und Wirtschaftsrecht.

Internationale Konzerne, Forschungszentren und Universitäten zählen ebenso zu den Mandanten wie mittelständische und Start-Up-Unternehmen.

Ein Schwerpunkt liegt in Anmelde- und Einspruchsverfahren, insbesondere beim Europäischen Patentamt. Ein weiterer Schwerpunkt ist die Vertretung in nationalen wie internationalen Verletzungsfällen und die Organisation solcher Vorgänge. Die Spezialisten der Kanzlei haben mit Erfolg die Verteidigung der Technologien der Mandanten auf internationaler Ebene organisiert. Der Umfang ihrer Expertise umfasst neben Verletzungsfällen auch Schiedsverfahren und Lizenzabschlüsse, auch dies im internationalen Rahmen. Mandanten wurden vor dem Bundesgerichtshof und dem Gerichtshof der Europäischen Union erfolgreich vertreten.

Maiwald Patentanwalts GmbH

München

T: +49 (0)89 747 266 0
info@maiwald.eu

Hamburg

T: +49 (0)40 555 895 0
mailhh@maiwald.eu

Düsseldorf

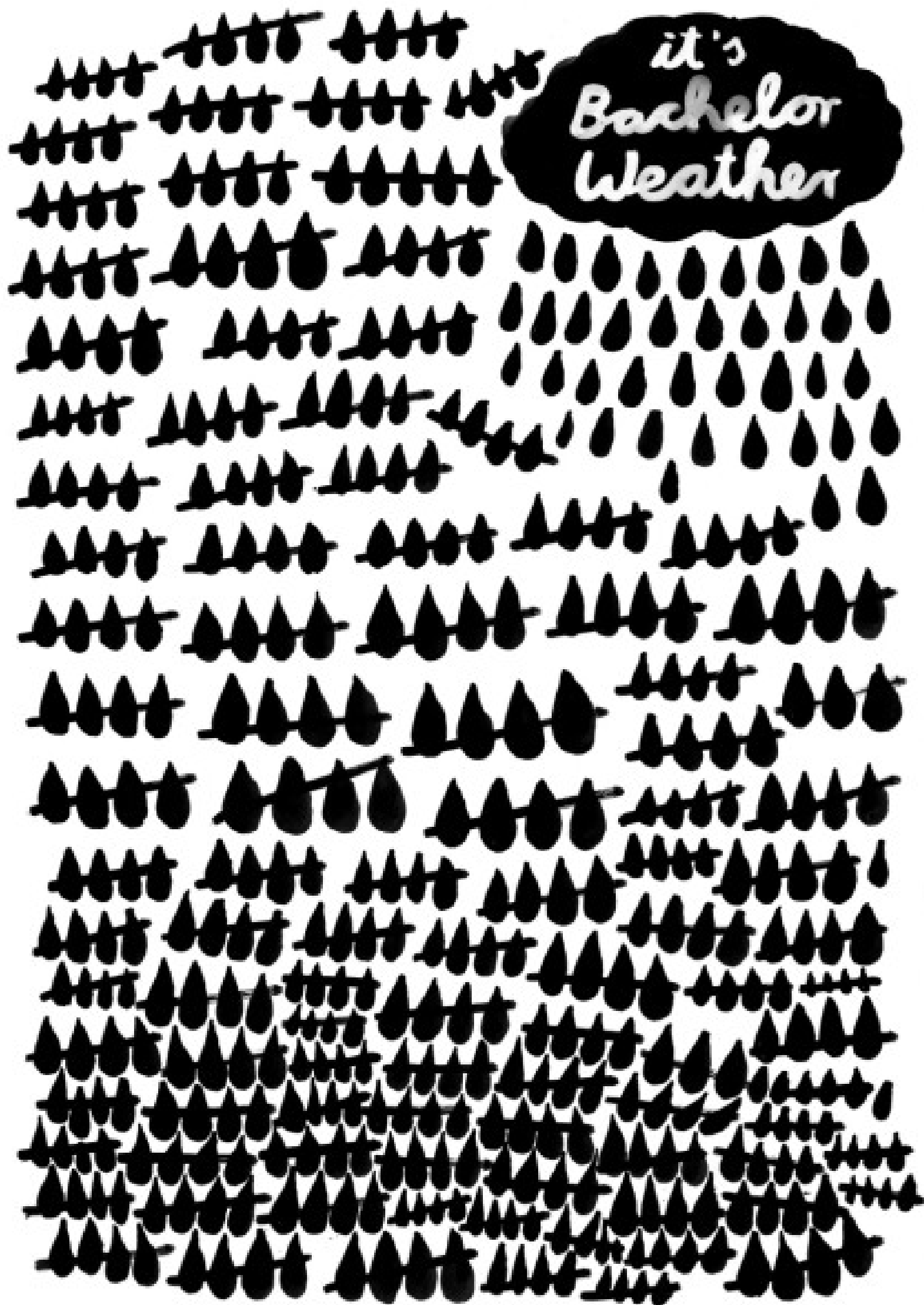
T: +49 (0)211 301 257 0
mail@maiwald.eu

Zürich

T: +41 (0)43 255 10-00
info@maiwald.ch

Internet

www.maiwald.eu



Uni der Zukunft

Individualisierung - Eine Bedrohung für die Universitäten?

Wir alle stehen einmal vor der Aufgabe, unsere Kindheitsträume der Realität anzugleichen. Nach dem Abitur müssen wir uns deshalb fragen: Was wollen wir eigentlich einmal werden? Was interessiert uns? In welchen Bereich wollen wir unserer Lebenszeit stecken? Dann finden wir uns auf den Internet-Seiten der Universitäten wieder und stellen fest: Unsere Möglichkeiten sind oftmals begrenzt. Öffentliche Zugangsbeschränkungen filtern - Wer darf was lernen? So wird uns das Leben gleich viel einfacher gemacht, denn nun müssen wir uns nur noch zwischen wenigen Studiengängen entscheiden. Besser noch: diese sind ebenfalls alle vorgefertigt. Also nur noch die Bewerbung mit Lebenslauf und Abiturzeugnis abschicken und warten!

Anfangs sind wir in unserem Studium dann noch euphorisch und motiviert, in dem Glauben „jetzt lerne ich endlich das, wofür ICH mich entschieden habe!“. Doch überwältigen uns bald schon die Müdigkeit und Langeweile in den Vorlesungen. Die Lösung: Nicht mehr teilnehmen? Fehlanzeige! Entweder das System der Unterschriftenkontrolle oder die Angst vor dem lebenslangen Aufdruck eines „Nicht bestanden“ zwingt uns in die Konformität. Aber daran haben wir uns ja schon durch 12 Jahre Schule gewöhnt.

Unterhält man sich allerdings mit Diplom-Studenten, merkt man schnell: Eine Verschulung des Studiums war nicht immer der Fall. Vor 2010 war ein zwei- bis viersemestriges Grundstudium mit anschließender Möglichkeit zur Spezialisierung der Fall. Nach weiteren vier bis sechs Semestern konnte man sein Diplom durch vier mündliche Prüfungen und Diplomarbeit erwerben. Voraussetzung zur Teilnahme waren dabei Praktika - zur Erfahrungssammlung und Persönlichkeitsentwicklung.

Jetzt lernen wir im Studium: Zuhören bei Langeweile und Arbeiten unter Druck. Fähigkeiten, die viel wichtiger sind als praktische Lebenserfahrung. Der Arbeitsmarkt braucht Nachschub, geformt und abgefertigt. Wie am Fließband. Persönlichkeitsbildung? Individualität? Dafür ist jetzt keine Zeit mehr. Doch gerade die Charakterentwicklung ist ein wichtiges Kriterium in der Arbeitswelt. Un-

ternehmen klagen zu Recht über den Mangel an fachlicher und persönlicher Eignung der jungen Leute. Man muss sich neben dem Studium also auch eigenverantwortlich weiterbilden, um nicht von der Konkurrenz an den überschwemmten Hochschulen ausgestochen zu werden. Die Chancen, dass dabei über die Hälfte der Studierenden an der neuen Volkskrankheit „Burnout“ zusammenbricht, stehen allerdings gut.

Uni im Internet

Will man nun also den vorgefertigten „Mainstream-Inhalten“ an den Universitäten entgehen, findet man sich schnell im Internet zwischen Online-Vorträgen, Dokumentation oder auch bei sogenannten „Massive Open Online Courses“ wieder. Kurz MOOCs genannt, handelt es sich hierbei um ein Angebot an Online-Kursen, kostenlos und zugänglich für jeden. Keine öffentlichen Zugangsbeschränkungen, keine begrenzte Teilnehmerzahl. Hier wird Bildung nicht durch Selektion kanalisiert. Vorträge, Workshops, Diskussionsrunden - das Angebot ist vielfältig. Eine Teilnehmerin des Kurses „Storytelling“ fühlte sich dabei schon fast wie an einer Uni.

Mit den mehrwöchigen Vorlesungen und regelmäßigen Überprüfungen in Form von Quizzes tragen die Kurse tatsächlich zum Teil den Charakter einer solchen Institution. Auch die Prüfung nach der Kursabsolvierung deutet darauf hin. Besteht man diese, wird ein Zertifikat ausgestellt. Wäre hier also nicht ein guter Ansatz, um ein MOOCs Studium, ohne NC-Einschränkungen, zu etablieren? Könnte so die Uni der Zukunft aussehen? Ein Studium zusammengestellt aus selbst ausgewählten Kursen? Eine solche Vorstellung gleicht wohl eher wieder einem Kindheitstraum. Zwar gibt es erste Bestrebungen zur Entwicklung eines Online-Informatikstudiengangs, ob dieser allerdings Freiheiten im Inhalt zulässt ist fraglich. Denn auch dieses Studium muss sich in das Korsett der Bologna-Reform hineinzwängen.

Freiraum statt Strukturraum

Kein Wunder, dass wir nur all zu oft das Gefühl haben, zwischen all den Bücherstapeln keine Luft mehr zu bekommen. Dabei sollte sich Bildung doch der biografischen Individuali-

sierung anpassen anstatt sie zu ersticken. Dieser Grundsatz ist auch das Anliegen einer Gruppe Studenten, die nach einer Möglichkeit sucht, wieder frei atmen zu können. Ihr Traum ist ein selbstbestimmtes, interdisziplinäres und deinstitutionalisiertes Studium. So entstand die Idee einer freien Universität, die im Rahmen eines „Uni Experiments“ gegründet wurde.

Die Probephase dauert ab Herbst 2013 ein halbes Jahr lang an. In dieser Zeitspanne ist jeder der 13 Studenten für sein Studium selbst verantwortlich - sowohl für den Lerninhalt, als auch für die Lernmethode. „Wir selbst müssen zuerst einmal aktiv werden und uns fragen, was wir eigentlich lernen und tun wollen und dann eventuell auf eine Person zugehen und fragen, ob sie uns lehrt.“, heißt es in der Beschreibung der Initiative. Es liegt in der Zuständigkeit jedes einzelnen Studenten die eigenen Vorstellungen und Wünsche zu reflektieren, die Teilnahme an Workshops, Vorträgen oder Vorlesungen zu organisieren, zu lesen, künstlerische Begabung auszuüben oder sich auf Reisen im ständigen Kontakt mit Menschen weiterzubilden.

Für die beiden Studenten Michi und Emil bot das Uni Experiment die Möglichkeit von Stuttgart nach München zu wandern. Vier Wochen waren sie dabei unterwegs. Auf ihrem Weg besuchten sie Schulen, kamen mit Klassen ins Gespräch und sammelten die Wünsche der Schüler. Warum das alles? Sich gemeinsam Gedanken zu machen über die eigenen Antriebe, und zu lernen, wie man den Raum der Wissensaneignung gestalten möchte, kann den nötigen Anstoß geben um, abseits von Gewohntem, auch alternative Möglichkeiten in Betracht zu ziehen.

So vereint auch das „freie Uni Experiment“ verschiedene Sichtweisen in Bezug auf die Bedeutung des Projektes. Jeder begreift schließlich das zu Grunde liegende Konzept „Wie will ich lernen?“ anders. Sei es nun eine alternative Bildungseinrichtung um zu studieren, eigene Interessen mit einem möglichen Berufsbild zu verbinden, oder ein - wie bei Michi und Emil - möglichst praxisnaher Lebensweg.

Dass der Bedarf nach Alternativen groß ist, beweist seit Jahren unter anderem das Bildungs-Camp in München. Es ist eine Art Festival für egalitäre Bildung und gesellschaftliches

Miteinander mitten in der Innenstadt.

„Etwas Bewegtes in einem widerstandlosen Raum bewegt sich ohne Kraftaufwand. Der noch so minimale Kraftaufwand im widerspenstigen Raum reicht aber aus, um widerstandlosen Raum zu erschließen“ - Gedankengang eines Experiment-Studenten

Wie also muss Bildung auf die biografische Individualisierung reagieren? Dies ist auch eine der zentralen Fragen auf der Tagungswoche des Campus A Stuttgart. Dieser bietet einen Denk-, Kunst-, und Experimentierraum für Studenten, um Bildung weiterzudenken. Nicht nur Politik, Wirtschaft und Gesellschaft sind demografischen Wandel und der Globalisierung mit ihrem Anspruch an Individualität unterlegen. Dadurch, dass aber gerade im Bereich der Bildung die Charakterentwicklung solche Einschränkungen hinnehmen muss, ist das auftretende Problem, dass Studenten mit ihrer Persönlichkeit nicht mehr in die Berufswelt passen, schon gegeben.

Berufe spezialisieren sich zunehmend und fordern somit auch eine immer höhere Spezialisierung. Da dies aber im Rahmen eines Studiums kaum mehr möglich ist, können Unternehmen sich nur über die ungeeignete persönliche Eignung der jungen Leute beschweren. Die eigentliche Idee der Bologna-Reform, die internationale Mobilität zu erhöhen, ist in den Strukturplänen der Universitäten untergegangen. Trotzdem wird der Ansturm auf die Hochschulen mit jedem Jahr größer. Einem Selbststudium, wie die Studenten des Uni Experimentes es leben und erleben, steht die Frage nach einem anerkannten Abschluss im Weg.

Wir brauchen dieses Stück Papier als Beweis, dass wir „Zuhören auch bei Langeweile“ und „Arbeiten unter Druck“ perfekt beherrschen. Denn so etwas lernt man bei einer individualisierten Bildung nicht. Wie soll man es auch lernen, wenn man das studiert, was einem Spaß macht?



Sarah Bioly studiert Soziologie und Philosophie.

Und jetzt?

Ein Gespräch mit Platon und Aristoteles

Die antiken Philosophen Platon und Aristoteles zählen zu den einflussreichsten Denkern aller Zeiten - nach knapp zweieinhalbtausend Jahren Weltgeschichte sprechen sie nun über aktuelle gesellschaftliche Trends und den politischen Status quo.

Campuszeitung: Aristoteles, Sie behandeln in Ihrem Werk der Nikomachischen Ethik die guten und schlechten Lebensformen. Vollkommene Glückseligkeit sei dabei nur im „theoretischen Leben“, durch eine nach innen gekehrte Suche nach Erkenntnis zu erlangen. Ist die heutige extrovertierte Generation der sozialen Netzwerke dazu verdammt, unglücklich zu sein?

Aristoteles: Nun, zum einen habe ich im von Ihnen erwähnten Werk – und auch an anderer Stelle – deutlich gemacht, dass die vollkommene Glückseligkeit des bios theoretikos ohnehin nur die Sache einiger weniger ist (für dieses Leben, da haben Sie recht, wäre das Extrovertierte des heutigen Alltags wohl eher schädlich); zum anderen aber halte ich das Leben in Gemeinschaft für eine letztlich ebenso gute Lebensform – und für dieses Leben der Freundschaft muss man in gewisser Weise ja durchaus „nach außen“ gehen. Ich würde der jungen Generation aber empfehlen, auch hier die inneren Werte im Miteinander nicht zu vernachlässigen.

Darüber hinaus eröffnet das digitale Zeitalter immer mehr Menschen Zugang zu immer größeren Wissensmengen. Platon, Sie sprachen sich in der Vergangenheit stets für die „Philosophenherrschaft“ als beste Staatsform aus – was, wenn wir nun alle Philosophen werden?

Platon: Sie sind wohl auch einer dieser sogenannten Demokraten, die schon zu meiner Zeit so getan haben, als könnte die Philosophie Allgemeingut werden, und Sie haben also offenbar nichts aus dem Schicksal meines Lehrers Sokrates gelernt, den die athenische Demokratie zum Tode verurteilt hat. Es ist typisch, dass Sie die quantitative Zunahme von dem, was Sie „Wissensmengen“ nennen, für Philosophie halten. Lesen Sie mal das Liniengleichnis von Sokrates aus dem sechsten Buch meiner Politeia, dann lernen Sie, dass Sie bloße Meinungen von wahrer Erkenntnis unterscheiden müssen. In Ihrem sogenannten „digitalen Zeitalter“ werden aber nur immer mehr beliebige Meinungen produziert und publiziert. Deshalb ist es heute noch genauso wichtig

Foto: Auch im berühmten Fresko „La scuola di Atene“ des Malers Raffael stehen die beiden Philosophen im Zentrum.



wie früher, dass die Philosophen die Herrschaft ausüben. Denn die von mir damals noch alternativ gehegte Hoffnung, dass die Herrscher Philosophen werden, können wir ja wohl nicht mehr ernstlich aufrecht halten.

Und das deutsche Grundgesetz? Eine mögliche Basis für eine Regierung der „Vernünftigen“? Oder doch eher das Kuchenblech für die „Zuckerbäcker“?

Platon: Sie haben immerhin meinen Gorgias gelesen, das ist ja mal ein Anfang. Wie ich schon sagte: Die Philosophenherrschaft ist die einzige Regierung der Vernünftigen. Ihr sogenanntes Grundgesetz sieht hingegen die Herrschaft des Volkes vor, und das kann niemals gut gehen. Sehen Sie sich doch den sogar von vielen Ihrer Zeitgenossen erkannten Reformstau in Ihrem Staat an. Es ist ja ganz zwangsläufig, dass alle Politi-

ker abgewählt werden, die dem Volk unangenehme Reformen zumuten, während diejenigen wiedergewählt werden, die Annehmlichkeiten versprechen oder gar nichts konkretes über ihre politischen Absichten sagen.

Aristoteles: Also wenn man einmal in Rechnung stellt, dass sich die Gesellschaften in den letzten Jahrhunderten nun einmal erheblich verändert haben, dann finde ich das Grundgesetz eigentlich eine sehr gute Verfassung. Sie passt durchaus zu dem, was ich in meinem Buch über die Politik als Mischverfassung diskutiere. Man muss realistisch und auch pragmatisch sein: Mit 80 Millionen Bürgern lässt sich eine Herrschaft der Personen kaum noch verwirklichen. Ich finde das bedauerlich, und sicher geht damit der politischen Praxis vieles verloren. Aber ich war nie Idealist oder gar Utopist. Im Übrigen würde ich einige Hoffnung auf das setzen,

was Sie heute „Zivilgesellschaft“ nennen.

Apropos Zivilgesellschaft: Damals teilten Sie ja die Menschheit in Griechen und Barbaren. Wie bewerten Sie diese Ansicht im Lichte der heute fortwährenden Globalisierung?

Aristoteles: Der Sache nach stehe ich immer noch zu dieser Unterscheidung. Wir sollten nicht auf Maßstäbe wahren Menschentums verzichten. Übrigens findet sich dieser Gedanke ja noch in der Aufklärungsphilosophie, die bei Ihnen heute so große Bedeutung hat. Ob man freilich die volle Entfaltung menschlicher Potentiale nur einem Stamm zutrauen kann, das ist eine andere Frage – und mit Blick auf Griechen und „Barbaren“ wohl kaum noch haltbar. Nehmen Sie Ihr eigenes Land: Die zivilisatorischen Fortschritte, die Sie gemacht haben, sind doch sehr beachtlich!

Aber kommt das Nationalbewusstsein mittlerweile nicht zu kurz?

Platon: Was „national“ bedeuten soll, ist mir noch nicht klar. Aber laut Ernest Renan ist die Nation ein tagtägliches Plebiszit. Wenn das stimmt, sieht man daran doch wohl, wie schrecklich ein Nationalbewusstsein ist. Relevant ist nur die Unterscheidung zwischen Gebildeten und Barbaren.

Scharf unterschieden wurden zu Ihrer Zeit auch die Aufgabenbereiche „polis“ und „oikos“. Die Frau war für die Familie zuständig, der Mann wirkte in der Öffentlichkeit. Der derzeitige Trend des „Female Shift“ wirft zwangsläufig die große Frage auf: Sind Männer überhaupt für den Haushalt geeignet?

Aristoteles: (Lacht) Mit Ihren technischen Fortschritten ist die Arbeit im Haushalt ja nicht mehr so drama-

tisch! Wir hatten für all das Sklaven. Aber im Ernst: Die Organisation des oikos, überhaupt der ganze Bereich des Privaten, bindet tatsächlich sehr viel Energie und Zeit. Für ein engagiertes Leben im Politischen bleibt da kaum Platz. Auch habe ich das Gefühl, dass viele heutige Menschen ganz generell den Schwerpunkt ihres Lebens im Privaten sehen. Das ist das eigentliche Problem – egal, ob es Männer oder Frauen betrifft. Im Übrigen bin ich schon beeindruckt, was Frauen zu leisten vermögen. Das habe ich seinerzeit sicher unterschätzt.

Platon: Ich habe ja immer schon betont, dass auch Frauen Bildung erwerben und damit wichtige Aufgaben in der polis übernehmen können und sollen. Ihr albernes Gleichberechtigungproblem würde sich gar nicht mehr stellen, wenn Sie endlich aufhörten, die Kinder von ihren Eltern aufziehen zu lassen. So

verschärft man nur die familiären Eigennützigkeiten, und am Ende greifen die Merkmale des oikos auf die polis über. Dabei legen auch Sie doch immer noch Wert darauf, dass Politik und Ökonomie unterschieden bleiben. Verabschieden Sie sich also endlich von dieser für die polis schädlichen, romantischen Idee der Elternliebe, und geben Sie die Kinder in eine koedukative Kollektiverziehung. So hätten Sie viele Probleme gleichzeitig gelöst.

Könnte man sagen, die viel zitierte „Freizeit“ oder „Konsumgesellschaft“ ist für Sie der philosophische Super-GAU?

Platon: Ich habe ja alle Fußnoten studiert, die die Philosophie, laut Herrn Whitehead, meinen Werken in den letzten zweieinhalbtausend Jahren hinzugefügt hat, aber was ist denn

ein „Super-GAU“?

Vielleicht eher eine Frage für die jüngere Generation...

Aristoteles: Ich sagte ja gerade: Der Rückzug vieler Menschen ins Private bedroht die politische Gemeinschaft. Und der Konsumismus ist eine Art Droge geworden. Schuld daran hat meines Erachtens nicht zuletzt der Kapitalismus, oder allgemeiner: das Primat des Ökonomischen. Die Menschen werden geradezu zum apolaustischen Leben gedrängt. Andererseits gibt es viele Menschen, die das sehr kritisch sehen. Und das stimmt mich doch optimistisch.

Lassen Sie sich nach dem Interview noch auf ein Gläschen einladen?

Aristoteles: Sehr gern! Ich habe schließlich nie behauptet, dass Glückseligkeit Genuss ausschließt...

Platon: Nein, Danke. Ich habe doch bereits in meinem Dialog Kratylos den Satz des Sokrates überliefert, dass der Wein viele Trinkende auf die irrtümliche Idee bringt, Verstand zu haben.



Dieses Interview wurde von Paul Pichlmeier geführt. Er studiert Politik und Soziologie.

Mit freundlicher Mitwirkung von:

Prof. Dr. Karsten Fischer (Lehrstuhlhaber Politische Theorie) als **Platon**

PD Dr. Christian Schwaabe (Lehrstuhl für Politische Theorie und Philosophie) als **Aristoteles**

Durchstarter

Fabian Heilemann gründete mit DailyDeal die erste Gutschein-Onlineplattform Deutschlands - Ein Interview über Verantwortung und Risiken

Interview: Sophia Katamadze

Fabian Heilemann hat im Dezember 2009 zusammen mit seinem Bruder Ferry die Plattform DailyDeal gegründet. Die Brüder haben große Aufmerksamkeit erregt als sie das Unternehmen für mehrere Millionen an Google verkauft haben. Im Februar 2013 gaben die Gründer den Rückkauf von DailyDeal bekannt. Heute führen die beiden unter dem Namen Sky and Sand GmbH noch weitere selbst gegründete Unternehmen wieder zusammen.

Welche Einstiegsmöglichkeiten gibt es dort für Studenten? Warum ist DailyDeal attraktiv für junge Leute? Und worauf muss man achten, wenn man ein eigenes Unternehmen gründen will?

Herr Heilemann, was macht ihrer Meinung nach DailyDeal für mich als Studentin attraktiv?

DailyDeal ist ein Kompass für den urbanen Lifestyle. Wir präsentieren regelmäßig neue Angebote von Online-Shops und lokalen Unternehmen wie Restaurants, Hotels, Spas und Wellness-Salons. Mit den Gutscheinen können Sie neue Angebote in ihrer direkten Umgebung zum Kennenlernpreis entdecken. Das Angebot eignet sich insofern gut für Studenten, die neu nach München gekommen sind und die Stadt entdecken möchten, und für all jene, die möglichst preiswert einen vielfältigen Lifestyle pflegen möchten.

Außer DailyDeal haben Sie noch andere Unternehmen wie Heilemann & co, Heilemann Venture, Pepperbill.com oder Localize.de gegründet. Welche Einstiegsmöglichkeiten können Sie Studenten in diesen Unternehmen anbieten?

Vor allem bei pepperbill sind wir immer auf der Suche nach jungen, frischen Talenten, die direkt von der Uni kommen – ganz gleich, ob sich Studierende erst einmal im Rahmen eines Praktikums beruflich orientieren möchten oder nach dem erfolgreichen Abschluss ins Berufsleben starten wollen. Wir haben in allen, eben von Ihnen genannten Unternehmen eine sehr offene, dynamische Kultur: flache Hierarchien und viel Gestal-

tungsspielraum, gepaart mit regelmäßigen Partys, kostenlosen Getränken und frischem Obst. Und das alles in Berlin – der in meinen Augen vielfältigsten und sicherlich urbansten Stadt Deutschlands.

Aber Ihr erstes Unternehmen war ChiChi Company mit einer französischen Waffelspezialität. Dieses Unternehmen haben Sie mit Ihrem Bruder Ferry Heilemann gegründet. Seitdem ist er Ihr Geschäftspartner und Sie machen alle Ihre Geschäfte zusammen. Wie ist eigentlich die Verantwortung zwischen Ihnen verteilt? Ist es vielleicht so wie in dem Film „Two Weeks notice“, in dem zwei Brüder ein Unternehmer betreiben und einer für „innere Politik“ und andere Brüder für „äußere Politik“ zuständig ist?

So ungefähr. Ferry und ich haben jeder eigene Fähigkeiten und Qualitäten. Ferry ist als Betriebswirt zum Beispiel prädestiniert für das operative Tagesgeschäft während ich eher der strategische Kopf des Unternehmens bin. Wichtig ist uns, nicht redundant zu arbeiten, sondern uns zu ergänzen.

Steve Jobs hat einmal gesagt: „no matter how smart you are, you need a team with great people around you“. Welche Eigenschaften sollte man besitzen wenn man ein Teil von Ihrem Team sein will?

Wir fördern und fordern unsere Mitarbeiter. Wer bei uns Erfolg haben möchte, sollte bereit und fachlich sowie mental fähig sein, als Unternehmer im Unternehmen viel Verantwortung zu übernehmen und konstant sehr gute Leistungen zu erbringen. Das heißt nicht, dass Fehler komplett „verboten“ sind. Wir haben eine Kultur des Scheiterns. Letztlich entscheidend sind aber der Lerneffekt und der Erfolg des jeweiligen Unternehmens. Wir geben jedem Einzelnen viel Freiraum und erwarten im Gegenzug, dass dieser Freiraum auch effektiv genutzt wird.

Jobs hatte „Apple“ in Kalifornien, in den USA gegründet. Sie haben auch in Kalifornien, an der Stanford University studiert. Vor 40 Jahren hat Professor Larry Leifer an die-

ser Universität das Konzept „Desing thinking“ - eine Methode zur Ideenerfindung in Unternehmen entwickelt. Design thinking ist auch in Europa angekommen. Die Konzerne suchen damit neue Wege um noch innovativer zu sein. Wird diese Methode auch bei Ihnen verwendet?

Wir arbeiten nicht 1:1 nach der Methode von Terry Winograd, Larry Leifer und David Kelley, haben sie aber für uns adaptiert, also in die Praxis übertragen. Projekte werden bei uns nicht selten team-, teilweise sogar unternehmensübergreifend realisiert. Und das nach einem genau definierten Muster, das sich stark an der Design Thinking-Methode orientiert.

Viele BWL-Studenten wollen nach dem Abschluss eine eigene Firma gründen. Das ist aber seit jeher mit großen Risiken verbunden. Welche Ratschläge haben Sie für Studenten mit solchen Vorhaben?

Ich kann nur jeden mit diesem Wunsch ermutigen, ein eigenes Unternehmen zu gründen. Entscheidend für den Erfolg ist ein methodisch-analytischer Evaluationsprozess, innerhalb dessen (statistisch) hinreichend fundierte Antworten auf folgende Fragen gefunden werden sollten:

Ist das Gründer-Team ausreichend komplementär und harmoniert auch menschlich?

Gibt es einen Markt für die Geschäftsidee und wenigstens eine große Wahrscheinlichkeit, die für den wirtschaftlichen Erfolg nötige „kritische Masse“ zeitnah zu erreichen?

Verfügen die Gründer über die für das Geschäftsmodell relevante Expertise und Erfahrung?

Sind die für eine Skalierung des Geschäftsmodells nötigen rechtlichen und politischen Rahmenbedingungen sowie finanziellen und personel-

INTERVIEW

len Ressourcen am jeweiligen Standort gegeben?

Weist das für den eigenen Markt spezifische Wettbewerbsszenario hinreichend große Chancen für einen erfolgreichen Start und ein gesundes Wachstum auf?

Besteht die Möglichkeit, sich vom Wettbewerb durch die Herausbildung harter und softer Alleinstellungsmerkmale hinreichend zu differenzieren?

Nur, wenn Sie alle Fragen mit „Ja“ beantworten können, sollten Sie beginnen, Ihre Geschäftsidee zu realisieren. Besteht Unsicherheit hinsichtlich der Marktreife, sollten sie proaktiv in den Dialog mit Vertretern ihrer Zielgruppe treten, um ein mögliches Interesse an Ihrem Unternehmen zu ermitteln. Bei Business-to-Business-Geschäftsmodellen eignen sich (Verhandlungen um) Vorverträge, insbesondere bei Business-to-Customer-Geschäftsmodellen eignet sich ein Betatest, die tatsächliche Marktreife Ihrer Idee zu ermitteln.

Das Magazin der Süddeutschen Zeitung hat Sie „Leitwolf“ genannt. Es ist sicherlich nicht leicht ein eigenes Unternehmen zu leiten und die Verantwortung gegenüber Arbeitnehmern zu übernehmen. Was ist Ihre Motivation sich dieser Verantwortung zu stellen?

Mein Bruder Ferry und ich sind Vollblut-Unternehmer. Ein Leben als Manager oder Privatier würde uns nicht dauerhaft erfüllen. Wir arbeiten einfach gerne selbstbestimmt. Als „Leitwölfe“ sehen wir uns selbst deshalb nicht, sondern eher als leitenden Teil eines Teams. Wir ziehen unsere Bestätigung aus den gemeinsam mit unserem Team erzielten Erfolgen.

In dem auf der Videoplattform Youtube bekannten Video „What if the money was no object“ von Alan Watts wird gesagt, dass wenn man das machen sollte, was einem selbst gefällt, nur dann kann man etwas meistern. Sie haben Jura studiert,



aber Sie haben die juristische Laufbahn aufgegeben, weil es Ihnen keine Freude mehr bereitete. Glauben Sie, dass Sie jetzt das gefunden haben was Sie immer machen wollten?

Ja, absolut. Das aktuelle Setting macht mir Spaß. Rund um DailyDeal haben wir seit Anfang 2013 einen eigenen Mikrokosmos geschaffen. Von der praxisorientierten Beratung und operativen Unterstützung mit Heilemann&Co. über Couponing mit DailyDeal und Suchmaschinen- so-

wie Social Media-Marketing mit Localize bis hin zu pepperbill als technologisch führendes Kassensystem bieten wir Unternehmen heute viele innovative Lösungen für den nachhaltigen Erfolg. Wir decken die volle Bandbreite des Local Commerce ab – und damit einen der spannendsten Wachstumsmärkte überhaupt. Das ist eine Situation, für die uns viele in der Digital-Industrie respektieren.

Sie haben mit Ihrem Bruder vieles erreicht und gehen immer weiter.

Was haben Sie beide noch vor?

Wir konzentrieren uns gerade auf den weiteren Ausbau unserer Unternehmensgruppe. Mit Heilemann&Co. und Localize zählen heute zwei Unternehmen zur Gruppe, die in den letzten Monaten gestartet sind. Auch pepperbill ist noch ein echtes Startup. Unser Ziel für 2014 ist das weitere Wachstum dieser Unternehmen.

Bleibt noch Zeit fürs Surfen?

Ja, aber selten. An den Wochenenden gelegentlich, vor allem aber im Urlaub. Wir planen, im Management partnerschaftlicher zu arbeiten und mehr Verantwortung auf führende Mitarbeiter zu übertragen. Dieses Setting wird Ferry und mir dann auch wieder mehr Freiraum geben.



Dieses Interview führte Sophia Katamadze. Sie studiert Rechtswissenschaften.

Das Bildungssystem in der Sackgasse

Warum wir eine Revolution brauchen

Von Lena von Holt

Das stupides Auswendiglernen noch nicht ausreicht, um Menschen zu bilden, wusste schon der antike Philosoph Heraklit. Doch wenn Begeisterung wecken und das Fördern von Kreativität so wichtig für die Bildung unserer Kinder sind, warum setzen wir diese Werte dann nicht in unserem Schulsystem um?

„Bildung ist nicht das Befüllen von Fässern, sondern das Entzünden von Flammen.“ (Heraklit)

Wären wir heute jemand anderes geworden oder hätten wir uns für ein anderen Lebensentwurf entschieden, wenn Kreativität einen größeren Bestandteil im Schulunterricht eingenommen hätte? Wären wir vielleicht ein zufriedenerer und produktiverer Mensch geworden, weil wir unsere Aufgaben aus einem inneren Antrieb heraus umgesetzt hätten? Infolge derartiger Fragen entsteht eine immer größere Gegnerschaft der zu Recht als konservativ und veraltet empfundenen Schulform. Die Nachfrage nach alternativen Konzepten wie dem der Waldorfschule wächst. Obwohl viele unterschiedliche Wege zu einer besseren Bildung skizziert werden, ähneln sich die Vorwürfe jener Bildungsrevolutions-Anhänger stark. Sie verurteilen die an deutschen Schulen zunehmende Soziale Selektion und Chancengerechtigkeit, ein absurdes und ungerechtes Notensystem sowie an Relevanz mangelnden Unterricht. Insgesamt sei unser System ineffizient und würde Kindern ihre angeborene Neugierde und Begeisterungsfähigkeit bereits im frühen Alter rauben. Statt Diversität und Potentiale zu fördern, setze unser Schulsystem auf Konformität und die Erziehung von Mitläufern. Dabei müsse den Schülern eine

aktivere Rolle beigemessen werden, die dazu beitragen würde, dass sich unsere Kinder zu selbstständig denkenden und Konventionen hinterfragenden Menschen entwickeln, nicht zuletzt um den steigenden Bedarf nach Innovationen nachkommen zu können. Vor allem aber steht die im Unterricht untergrabene Kreativität der Schüler in der Kritik.

„Bildung bezeichnet die Formung des Menschen im Hinblick auf sein „Menschsein“, seiner geistigen Fähigkeiten.“ (Wikipedia)

Dabei wird der Begriff Bildung heute oft mit Lernen und Schule assoziiert. In den einflussreichen Bildungskonzepten des 18. Jahrhunderts, die beispielsweise von Schiller oder Herder begründet wurden, gilt er dagegen als Prozess, in dem Menschen ihren Horizont erweitern und sich infolge dessen selbst vervollkommen. Dieser Vorgang war erst erreicht, wenn er das eigene Wesen mit der Welt in Einklang brachte und auf diese Weise innere Zufriedenheit erzeugte.

„Nicht für das Leben, sondern für die Schule leben wir.“ (Seneca)

Es heißt immer, die Schule solle auf das Leben vorbereiten, ein Satz den noch jeder aus seiner eigenen Schulzeit kennt. Doch in Wirklichkeit lernt man nicht für das Leben, sondern allein für die Schule. Der Nachwuchs werde nicht ausreichend auf das Leben der Zukunft und dessen Arbeitswelt vorbereitet. Hierfür müssten völlig neue Aspekte wie Originalität, Initiative und Mut gefördert werden. Statt Anpassung, Unauffälligkeit und Fleiß zu belohnen, sollten Schüler in Zukunft zu

teamfähigen und führungsstarken Menschen erzogen werden. Denn Bildung ist nicht einzig und allein dazu bestimmt, Produzenten eines künftig stabilen Wirtschaftswachstums heranzuzüchten. Um sich am zukünftigen Arbeitsmarkt behaupten zu können, gewinnen Fähigkeiten wie Verantwortungsbewusstsein, Gemeinschaftssinn und vor allem die Bildung einer Persönlichkeit an immer größerer Bedeutung.

Laut OECD-Studien besitze Deutschland inzwischen eines der schlechtesten Bildungssysteme unter allen Industrieländern der Welt. Eine Ursache hierfür mag beispielsweise das Bulimie-Lernen sein. Hirnforscher konnten nachweisen, dass langfristiges Lernen ohne persönliche Relevanz und Begeisterung nicht auskommt. Denn nur auf diese Weise können in unserem Gehirn neue Synapsen wachsen, die für das Speichern von Wissen in unserem Langzeitgedächtnis verantwortlich sind. So ließe sich auch erklären, warum laut Tests bereits 90 % der Erwachsenen an einfachen Hauptschulaufgaben scheitern. Vielen falle es bereits schwer, sich an die Themen ihrer Abi-Klausur zu erinnern. Egal wie lange wir dem Klassenzimmer nun schon den Rücken zugekehrt haben, an diese prägende und für unsere Entwicklung essentielle Zeit kann sich noch jeder gut erinnern. Hier sollte der Ursprung unseres Interesses an Themen liegen, für die wir uns heute begeistern und aufgrund der wir uns für einen bestimmten Studiengang oder Beruf entschieden haben. Politikwissenschaftler sollten hier ihre Passion für aktuelle und gesellschaftsrelevante Probleme gefunden haben und Grafikdesigner im Kunstunterricht ihre Begeisterung für das Gestalten. Auf jeden Fall trennt sich in diesem Lebensabschnitt die Spreu vom Weizen. Wer sich in jungen Jahren bereits vor dem Chemieunterricht gedrückt hat, wird später wohl keinen Beruf im Labor ergreifen. Doch nicht jeder findet seine Leidenschaft im Schulunterricht. Eigentlich sind es sogar recht viele, die von der Schule abgehen und nicht wissen, welche Richtung sie einschlagen sollen. Nur ein geringer Teil der Abgänger weiß mit großer Sicherheit welchen Beruf er ausüben will und welches Studium er für diesen benötigt. Nur allzu oft werden Menschen, die eben dieses wissen, sogar beneidet, da sich der Großteil nur halbherzig für ein Studienfach entscheidet, das Studium bald wieder wechselt oder später unzufrieden mit seinem Beruf ist, weil dieser ihm weder das Ausleben seiner Interessen noch Kreativität ermöglicht. Doch genauso wie die Schulzeit uns dazu anregt, eigene Potentiale zu erkennen, kann sie die Chancen auf ein erfülltes Leben zer-

stören. So fungieren beispielsweise das Sitzenbleiben und die Hauptschule bzw. das dreigliedrige Schulsystem vorwiegend als Instrument der sozialen Selektion, die leider oft genau die Teile der Gesellschaft trifft, die ohnehin bereits benachteiligt sind. Denn wie soll sich ein Schulkind gegenüber Klassenkameraden behaupten, wenn es im Gegensatz zu ihnen keine Unterstützung bei den Hausaufgaben oder Nachhilfeunterricht erhält. Auf diese Weise macht sich der Staat selbst dafür verantwortlich, zahlreiche unzufriedene und ausgeschlossene Menschen heranzuziehen, was langfristig in eine Sackgasse führt.

Der Philosoph und Bestsellerautor Richard David Precht behauptet in seinem neuesten Buch „Anna, die Schule und der liebe Gott. Der Verrat des Bildungssystems an unseren Kindern“, dass unser Schulsystem sehr stark veraltet und durch die in Deutschland existierende föderale Struktur zu unflexibel sei. Dass sich Referendare einem peinlich genau durchorganisierten Unterrichtsplan unterordnen müssen und Kinder eigentlich nur für die Antworten gelobt werden, die ihre Lehrer hören wollen, seien die Schattenseiten unserer Schulen und dafür verantwortlich, dass unsere Kinder einander angeglichen werden und den Spaß am Lernen verlieren. Unter diesem System würde nicht nur die Begeisterung der Kinder, sondern auch die Motivation der Lehrer leiden. Warum lernen Kinder eigentlich nicht von lebenserfahrenen Menschen, die bereits praktisches Know-How in der realen Welt gesammelt haben? Würde es den Schülern nicht ungemein helfen, zu wissen, wofür sich das ganze Lernen eines Tages bezahlbar machen könnte?

Sollte Kreativität, die schließlich vor allem im Beruf gefragt ist, nicht bereits im frühen Alter des Lebens einen viel höheren Stellenwert einnehmen? Dabei sei darauf hingewiesen, dass mit Kreativität nicht allein musikalisches Talent oder Begabung für das Zeichnen gemeint ist. Vielmehr konnten Wissenschaftler belegen, dass kreative Kinder schneller denken, sich besser in Perspektiven anderer hineinversetzen und sich zudem besser über Grenzen hinwegsetzen können. Qualitäten also, die von Unternehmen in Zukunft erwartet werden. Vor allem die Forschung profitiert von kreativen Köpfen. Neue Entwicklungen verbessern unsere Wirtschaft und die eigenen Lebensbedingungen. Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um einen Fortschritt in der Medizin oder im Bereich des Umweltschutzes handelt. Hirnforscher und Entwicklungspsychologen wissen bereits seit einiger Zeit, dass in unserem Schulsystem einiges

falsch läuft. Doch hier noch einmal zurück zur Frage des Anfangs: Warum ändern wir nichts, wenn wir es doch lange besser wissen?

Scheinbar läuft auch im amerikanischen Schulsystem nicht alles wie gewünscht. Auch Ken Robinson wirft den amerikanischen Schulen im Jahr 2006 bei einem TED-Talk vor, sie würden die Kreativität unserer Kinder ersticken. Um die Ausmaße deutlich zu machen, erzählt er von einem sechsjährigen Mädchen, das im Kunstunterricht malt. Die Lehrerin berichte, dass das Mädchen normalerweise nie aufpassen würde – außer jetzt im Kunstunterricht. Erfreut geht sie zu dem Mädchen und fragt, was sie da malen würde. Dieses sagt, sie male ein Bild von Gott, woraufhin die Lehrerin erwidert, dass doch niemand wisse, wie Gott aussehe. Da antwortet das Mädchen: „Dann wird man es gleich wissen!“ Was Robinson hiermit verdeutlichen möchte ist, dass Kinder im Gegensatz zu uns Erwachsenen noch keine Angst davor hätten, etwas falsch zu machen. Sie würden sich auf neue Situationen einlassen, ohne sich vor möglichen negativen Konsequenzen zu fürchten. Dieses Talent, das den Kindern in der Schule aberzogen wird, wäre für die Entstehung von Kreativität nötig, die uns etwas Innovatives und Originelles schaffen lässt. Robinson definiert Kreativität als den Prozess, neue wertvolle Ideen zu generieren. Sie komme zu Stande, wenn man Dinge aus dem Zusammenspiel verschiedener disziplinärer Perspektiven betrachte. Außerdem fordert Robinson verschiedene Arten von Intelligenz anzuerkennen. Obwohl Intelligenz in unserer Gesellschaft in erster Linie als akademische Fähigkeit verstanden wird, gilt es sozialer Intelligenz oder künstlerischem Talent einen ebenso bedeutsamen Stellenwert zuzuschreiben. Nur weil ein Schüler nicht fähig ist, in der Schule still zu sitzen oder sich über einen längeren Zeitraum zu konzentrieren, darf man ihn nicht als dumm abschreiben. Dass seine Eigenschaften nicht in die Schablone passen, die unsere gegenwertigen Schulen vorgeben, heißt nicht, dass dieses Kind nicht mindestens genauso viel Kreativität wie andere besitze und Potential, dass darauf wartet, entfaltet zu werden. Robinson sieht uns heute in der Verantwortung, unsere Kinder so auszubilden, dass sie in der Lage seien, ihre volle Kreativität auszuschöpfen, um auf eine in vielerlei Hinsicht herausfordernde Zukunft vorbereitet zu sein.

„Stell dir vor es ist Schule und alle gehen gerne hin.“

Macht lernen wirklich dumm und wie viel ist das jahrelange Stillsitzen überhaupt wert, wenn ein Großteil

des Gelernten am Ende doch vergessen wird? Müssen wir heute nicht ganz andere Aspekte fördern, zu denen neben Kreativität auch soziale Intelligenz, globale Werte und Toleranz zählen? Gibt es nicht bessere Alternativen zum heutigen Schulsystem? Als Vorreiter unseres Bildungssystems ließe sich zum Beispiel das Konzept der Montessori-Schulen nennen, die auf Ziffernoten verzichten, um die intrinsische Motivation der Schüler aufrechtzuerhalten und auf diese Weise Prüfungsangst aus ihrer Schule verbannen. Dieses Bestreben, etwas um seiner selbst willen zu tun, weil es ganz einfach Spaß macht oder Interessen befriedigt, schafft einen inneren Anreiz zum Lernen. Sobald jedoch Noten in den Unterricht integriert werden, wandelt sich diese zur extrinsischen Motivation, die Schüler dazu veranlasst von nun an nicht mehr aus eigenem Antrieb heraus, sondern nur noch für diese äußere Belohnung in Form von Noten zu lernen. Ein anderes Beispiel, welches zeigt, dass Schule auch anders gehen kann, ist das seit einigen Jahren ins Leben gerufene Projekt der Evangelischen Gemeinschaftsschule Berlin Zentrum. Hier scheinen tatsächlich alle Erkenntnisse der Lernpsychologie erfolgreich umgesetzt worden zu sein, wie es sich in dem Buch „EduCation“ nachlesen lässt. So gewinnen Lerninhalte mithilfe von erfahrungsorientiertem Lernen an persönlicher Relevanz und können auf diese Weise langfristig im Gedächtnis gespeichert werden. Außerdem versteht sich das Projekt darin, das Potential jedes Einzelnen zu fördern. Ganz nach dem Motto: „Stell dir vor es ist Schule und alle gehen gerne hin.“ Höchste Zeit also, das Schulsystem grundlegend zu revolutionieren.



Lena von Holt studiert Germanistik und Philosophie.



Studium Ü50

Eine schräge Idee oder eine ernsthafte Chance, um nochmals durchzustarten

Von Ulrike Handelshauser

Seit Oktober 2012 bin ich eine ordentlich eingeschriebene LMU-Studentin für Computer-Linguistik mit Nebenfach Informatik; an sich harmlos und nichts außergewöhnliches, wenn man mein Geburtsdatum nicht kennt.

Was veranlasst eine rüstige Ü50-Frau, deren Kinder abflugbereit am Nestrand hocken und die sich nun mit Prosecco, Shoppingtouren, Nordic Walking und einem Mini-Job als Alibi ein schönes Leben machen könnte, dazu, sich diese Lernerei und den ganzen Aufwand drum herum anzutun? Ganz simpel: die Restlebenszeit bis zur Rente soll mit etwas wirklich Neuem, Lebendigem, einer Weiterentwicklung gefüllt werden. Dem Selbstvertrauen tut es gut, dagegen nicht dem Schlendrian und dem allzu frühen sich Gehenlassen. Und die eigenen Kinder nehmen einen noch ein paar Jahre länger ernst, wobei sie leider „Hotel Mama“ vergessen können. Meine Entscheidung für ein Studium ist zwar eine ausgefallene Idee, aber keine triviale und auch keine überstürzte. Es musste im Vorfeld geklärt und durchdacht werden, ob ich es familiär, zeitlich, finanziell und hirnmäßig schultern kann und trotz allem der Spaßfaktor nicht zu kurz kommt.

Zum Start gab mir der Familienrat ein Semester auf Probe: es dürften keine Einschnitte in der gewohnten Bequemlichkeit und im Service entstehen. Damit war gemeint, dass mein unabwählbares Hauptfach Nummer 1 stets das Wohl des „24 Stunden lang Brösel, Hunger, Schmutzwäsche, Laub und Verblühtes“ produzierenden Komplexes Familie-Haus-Garten zu bleiben habe. Die Kommentare meiner Freundinnen zu meinem Plan lauteten einhellig: „Was du dich da traust! Halte durch, halte durch!“, von Männerseite kam gnadenlos: „Musst du dir das noch antun! Wer soll dich denn einstellen, wenn du wirklich mal fertig werden sollst!“

„Warum habe ich Informatik als Nebenfach gewählt? Weil ich es mir nicht ganz so schwer machen wollte.“

Gleich vorneweg: ich möchte keinem Jungakademiker den Job wegnehmen. Ich gehe nicht davon aus, dass es im Münchner Raum demnächst arbeitslose Computerlinguisten wie Sand am Meer geben wird. Dennoch könnte ich aufgrund meines Vorlebens bei einem Vorstellungsgespräch einige zusätzlichen Erfahrungen und Qualitäten, also diese unsichtbaren

Soft Skills, hoffnungsvoll in die Waagschale werfen. Üblicherweise arbeiten Frauen, wenn sie 20 Jahre lang „nur daheim“ waren, als flexible und belastbare Haushälterin, (ich verzichte im folgenden auf das –in) Reise- und Event-Manager, Nachhilfelerhrer, Ernährungsexperte, Coach, Kassenswart, Hausmeister, Logistiker, Einkäufer, Erzieher, Krankenschwester, Buchhalter, Allround-Reparier- und Service-Kraft, Kommunikationstrainer, Aufsichtsrat, Familiensprecher, Seelsorger, Animator, Psychologe, Elternbeirat, kommunale Ehrenamtliche und im Geschenk- und Party-Service. Und die umstrittene Kinderwunsch-Frage bei der Einstellung könnte ich auch ganz eindeutig beantworten. Mein Arbeitstempo wird irgendwo zwischen „quick and dirty“ – was man den Jungspunds zuordnet – und „slow but solid“ liegen – was angeblich ein Merkmal der Älteren ist. Wie weit meine „akademische Laufbahn“ reichen wird und wie gut meine beruflichen Chancen dereinst stehen werden – das lasse ich einfach auf mich zukommen!

Warum habe ich Informatik als Nebenfach gewählt? Weil ich es mir nicht ganz so schwer machen wollte. 1982 hatte ich mein erstes Studium der Technischen Informatik abgeschlossen – warum sollte ich dieses Basiswissen, das mich und auch den Staat schon einmal viel Zeit und Geld gekostet hatte, verrotten lassen? Ein kleiner Rückblick: Es gab damals weder Internet, Laptops, Power Points, Uniworx, LSF, Handys noch Links auf die Vorjahresklausuren. Ein Programmable TI58 Taschenrechner war das Topgerät, während die Uni überschaubar und stolz für alle Studis fünf klobige Bildschirmarbeitsplätze in schwarz-weiß zur Verfügung stellte. Die Größe und Bedeutsamkeit eines Computer-Programms wurde über Gewicht und Höhe des zugehörigen Lochkartenstapels definiert. Eine Abschlussarbeit sollte die Füllhöhe einer Gartenschubkarre nicht überschreiten. Und trotzdem war das alles ein echtes und ernstzunehmendes Informatik-Studium.

Warum ist mein Hauptfach die Computer-Linguistik? Mit Zahlen jeglichen Formats herum zu rechnen kenne ich schon. Nun möchte ich mir beibringen lassen, wie man wiederum dem Computer das Lesen, Analysieren, Übersetzen oder gar das Dichten beibringt. Und das, obwohl der Mensch selber noch keine eindeutig wasserdichte Definition für Wort / Satz / Text zustande gebracht hat. Und um mit ganz neuem Ansatz die grandiose Leistung eines Kleinkind zu bestaunen, wenn es den Satz „I

mog fei jetz a Eis!“ in tadelloser phonetisch-grammatikalisch-intonierter Wohlgeformtheit ausspricht.

Meine Immatrikulation war alles andere als trivial. Es dauerte seine Zeit, bis ich einen auf mich zugeschnittenen Terminplan und alle notwendigen Infos, Formulare und Nachweise beisammen hatte, die für meine Vorgeschichte und die Alters- und Familiensituation notwendig waren. Es gab dabei wohl kaum eine LMU-Webseite, die ich nicht besucht hatte oder von der aus ich mich kreuz und quer nach oft unlogischer Verlinkung am Ausgangspunkt wiederfand. Bei besonders schrägen Fragen half mir dann die kompetente Studienberatung wieder auf den richtigen Weg.

Mein „erster Schultag“ hatte wenig gemeinsam mit einem behutsamen Neubeginn und zählte deshalb für mich wie ein nulltes Semester. Er dauerte von 10 Uhr früh bis 19.30 Uhr abends und fand gleich an vier verschiedenen Örtlichkeiten der LMU statt. Den Slogan „Lerne München kennen und die vielfältigen Verkehrsmittel und Umsteigemöglichkeiten des MVV“ sehe ich nun in einem ganz anderen Kontext. Mein Zeit- und Routenplan funktionierte nur deshalb verrinnungsfrei und optimiert, weil ich im Voraus die Strecken schon zweimal zur Übung abgefahren war und einen Stapel von zu durchschreitenden Geschossplänen griffbereit hielt. Als Tagesabschluss schrieb ich noch einen Eignungstest für Russisch mit, sozusagen eine Klausur zum Warmwerden nach gut 30 Jahren Abstinenz. Dass alles gelang, wertete ich als gutes Omen.

Wie hatte ich mir den Studentenalltag vorgestellt und wie war er dann tatsächlich? Vor allem herrlich ausgemalt hatte ich mir die entpannten Mensa- und Studentencafe-Besuche zwischen den Vorlesungen. Der Stunden- und Hörsaalplan des WS 12/13 (und auch der nächsten Semester) vereitelte dies jedoch radikal. Meine an sich unspektakuläre Fächerkombination bedingte, ein- bis zweimal täglich von links nach rechts und andersrum des Englischen Gartens zu wechseln. Meine Ersatzmensa für gehetzt verschlungene Butterbrezen wurde der 54er Bus, von dem aus ich dem Chinesischen Turm wenigstens zuwinken konnte. Erfreulicherweise schlug sich das in einem deutlichen Gewichtsverlust in den ersten Wochen nieder.

Es gibt genau „eine“ Web- Plattform mit genau „einer“ Kennung, von der aus sämtliche Kurse / Seminare / ECTS / Skripte / Anmeldungen / For-

mulare / Notenspiegel / Termine usw. in „einem“ einheitlichen, selbsterklärenden Format zugänglich sind? Das gab es natürlich nicht. Jeder kocht sein eigenes Süppchen und hält es für das schmackhafteste. Benefit: Uniformismus hat keine Chance, und man lernt schon hier: für ein Problem kann es viele Lösungen geben. Es wird doch hoffentlich keine Hausaufgaben mehr geben? Es gibt sie, und wie! Inklusive der raschen Einsicht, dass ohne sie für einen Durchschnittsstudenten eine Klausur wohl nicht so leicht bestehbar ist. Aber auch hier herrscht wieder eine sympathische Artenvielfalt: man kann Hausaufgaben sogar noch persönlich und handgeschrieben auf echtem Papier abgeben, bis hin zur Variante im pdf-Format, wo man seine Lösungsvermutungen zudem ordentlich gezippt und anonym in einem wohldefinierten time slot in eine ausgeklügelte Online-Hausi-Software einzuspeisen hat.

„Ich fühle mich so richtig mittendrin und vergesse manchmal ganz, wie viele Falten ich schon habe.“

Unterscheidet sich der Studi 2012 ff. vom Studi 1980? Im vergangenen Jahrtausend saßen die Hundertprozentigen in der ersten Reihe und rechneten bzw. verifizierten die Prof-Aussagen mit einem damals angesagten HighTec-Hobel. Sie meldeten sich mit Genuss und dachten sich verzwickte oder doppelböckige Fragen aus. Die sich für cooler haltende Gegenseite kam stets verspätet in eine Vorlesung, nicht ohne einen Kaffeebecher in der Hand haltend, oder man sah sie erst - weitaus weniger souverän dreinschauend - zum ersten Mal bei der Klausur. Man kannte sich untereinander, zumindest wenn man einem überschaubaren Fachbereich angehörte und/oder eine gesellige Ausstrahlung hatte. Es wurden eher Hilfsbereitschaft, Sozialverständnis und Zusammengehörigkeit gelebt als Konkurrenz und Wissensneid. Doch auch für die Studis heutzutage stellte sich heraus: es hat sich im Prinzip nichts geändert. Was mich zudem positiv überrascht hat, ist - speziell in meinem kleinen Fachbereich - die Zusammengehörigkeit und sogar Herzlichkeit des harten Kerns an Studenten (also meine 42 LieblingskommilitonenInnen), der nach den ersten Semestern noch übrig geblieben war, hinweg über verschiedene Nationen, Vorgeschichten, Temperamente und Altersgruppen. Ich fühle mich so richtig mittendrin und vergesse manchmal ganz, wie viele Falten ich schon habe. Allerdings fiel mir bei manchen jüngeren Studenten auf, dass sie den

Absprung aus der Schulwelt reifemäßig noch nicht so ganz hingekriegt haben. Jedes neue Vorlesungsthema wird von einem Jammer-Standpunkt „Ich Armseliger, das muss ich auch noch lernen!“ aus betrachtet, anstatt sich ein wenig demütiger zu sagen: „Ich habe meine Fachrichtung vorwiegend aus Interesse und Talent gewählt und will bzw. darf nun darüber wirklich etwas lernen.“.

Wie sieht es mit der Studis-Teamarbeit aus: wenn es um ECTS geht, die Zeit drängt und die Nerven flattern? Hält das Konzept stand bzw. wurde es doch erst im letzten Zeitviertel notgedrungen gemacht, weil sich auf einmal noch ein ganzer Schwung unberücksichtigter Aufgabenstellungen auftat? Wie fließen die Informationen: life mit der „Sprich mit mir“-Methode oder nur per Tools im Web? Geben die Mehr-Weiser ihre Kenntnisse und Tricks weiter, weil sie damit nicht nur die Ungelernten fördern, sondern ein funktionierendes, leistungsstarkes Team schaffen und so das gesetzte Ziel erfolgreicher und unbeschwerter erreichen? Oder sind die Spezialisten mit ihrem Laptop verwachsen und geben nur wortkarg und punktgenau auf eine Frage Auskunft? Werden die Leistung und der Beitrag des Einzelnen ehrlich aufgezeigt oder wird plagierte und ungerechtfertigt nach vorne gedrängt? Wer am Ende des Studiums ein paar solcher Gruppenergebnisse durchstanden hat, wird mit mir einer Meinung sein: hier menschelt es sehr!

Habe ich in Bezug auf die Profs / Dozenten / Tutoren ein worst case - Szenario zu befürchten? Sind sie distanziert, überheblich, humorlos und eher entmutigend als ermutigend? Die Bitte um ein lebensnahes Beispiel zu ihren verzwirbelten Theorien kontern sie mit: „Wenn Sie das nicht verstehen, sind Sie fehl an dieser Universität“. Gnädig verweisen sie noch auf ihre selbstverfassten 500-Seitenwälder zum Nachlesen, aber im Grunde wollen sie gar kein Wissen weitergeben.

Oder finde ich ein best case - Szenario vor? Es gilt: mit der Resource „Junger (bzw. reifer) Mensch“ wird sorgsam und respektvoll umgegangen. Jeder, der sich berufen fühlt und in Eigenverantwortung arbeiten kann, erhält seine Chance. Eine bunte Mischung aus kreativen und motivierten Köpfen schätzt man mindestens so hoch wie langweilige, engstirnige Musterschüler. In den Vorlesungen wird speziell komplizierter Stoff auch nach der induktiven Lehrmethode erklärt, versehen mit ein paar Showeffekten und im Dialog erarbeitet. Es besteht eine Ausgewogenheit zwischen Theo-

rie und Praxis, was bedeutet, dass die Wörter Rekursion, Substitution, Iteration und Homomorphismus wohl-dosiert und passgenau vorkommen. Die studentische Motivation wird gelegentlich bestärkt durch klärende und lockende Ausblicke auf „Wo kann man das später anwenden?“. Zum Glück kann ich über meinen bisherigen Studienverlauf nur sagen, dass sich eher meine positive Hoffnung bestätigt hat.

Was mich aber wirklich stört an der Studiererei ist das viele Sitzen- und Lesen-Müssen, also die strapazierten Augen und die verspannten Nackenmuskeln. Ich spiele mit dem Gedanken, mir für daheim ein Stehpult zuzulegen. Mit Genugtuung sehe ich dagegen den Neid meiner gleichaltrigen Freundinnen auf meine Mailing- und Facebook-Freundschaftsquote mit knackigen Jungakademikern (und keiner über 25!). Angenehm ist auch, dass ich morgens eine Viertelstunde länger schlafen kann, weil ich mir die Schminkerei erspare. Selbst wenn ich zehn Jahre optisch wegmogeln könnte, wäre ich zahlenmäßig immer noch doppelt so alt wie meine Kommilitoninnen. Gerne mache ich auch bei Studis- und LMU-Online-Umfragen mit, um mit meinen Ausreißer-Daten die Normalverteilungskurve ein wenig zu beleben.

Welche Ratschläge kann ich zukünftigen ü50-Studenten geben? Erst einmal sollte für den Fall, dass es mit der Studiererei nicht klappt, ein bereits abgeklärter Plan B vorliegen. Damit das Studium nicht übergebührlich anstrengend wird, ist die Wahl der stimmigsten Fachrichtung an der Begabung und den Vorkenntnissen auszurichten anstatt an einer spontanen Eingebung. Man sollte auch von jeher gerne „gelernt“ haben: egal ob Sprachen, neue Techniken, in der Volkshochschule oder im Eigenstudium. Belesen sein, strukturiert und gut organisiert, offen und nicht oberlehrhaft wäre ebenso ein Plus.

Fazit: man wird mich Studi-Exotin wohl auch in den nächsten Jahren eher mit dem zweckmäßigen grauschwarzen LMU-Rucksack und meinem mit Compilern, Interpreten, Tools und Korpora vollgeladenen Notebook in den Uni-Gebäuden antreffen als mit einer trendy shopping bag auf den Münchner Einkaufsmeilen.

Januar 2013, mit Computerlinguistik-Kommilitonen und Dr. Hadersbeck vom CIS, im Deutschen Museum



Die Kulturjurte München - think outside the box
Von Sarah Bioly



Kultur auf Wanderschaft



Die Kulturjurte München brachte etwas Neues, Außergewöhnliches in die Stadt - vom letzten Herbst bis 9. März dieses Jahres holte sie neben musikalischen Highlights auch Kleinkünstler in die geschichtsträchtigen Lokschruppen der Isartalbahn in Thalkirchen.

Die Idee der Gründer Emanuel E. und Armin J. war die Schaffung eines kulturellen Freiraums. Mit der Kulturjurte vernetzten sie dabei sowohl sozial-politische sowie private Initiativen und Organisationen. Im Rahmen des größer angelegten Zwischennutzungsprojektes „Kunst im Bau 5“, veranstaltet vom Architekturbüro Binnberg und dem Künstler Christoph Nicolaus, entstanden Installationen, Performances, Konzerte und kulturelle Events.

Ein mongolisches Nomadenzelt in einer alten Backsteinhalle: dieses Flair von alternativen Innovationen lockte natürlich ein vielfältiges und buntes Publikum an. So dauerte es nicht lange und man fand gegenüber der Jurte die „Gebrauchbar“, einen Flohmarkt mit dem Schild: „Selbstbedienung, aber nur 3 Teile“. Darunter türmte sich Allerhand - Unikate, Gebrauchsgegenstände und Kleidung. Dinge, die daheim überflüssig geworden, aber doch zu schade zum wegwerfen waren.

Die Wohltätigkeitsorganisation „Foodsharing“ errichtete neben der Jurte einen ihrer Verteiler mit abgelaufenen Lebensmitteln, übrig geblieben vom nahe gelegenen Edeka. „Geben und Nehmen“. Das passende Motto zu den in der Kulturjurte verkörperten Werten Solidarität, Gemeinwohl und Nachhaltigkeit. So häufte sich nun am Eingang Rama neben Tomaten. Verwertung fand letzteres gleich für den veganen Brunch, der in der Jurte stattfand. Drei Tage lang waren die Herdplatten am dampfen und über 150 Leute kamen in den Genuss der Kochkünste. Kontakte wurden bei Gesprächen und Diskussionen geknüpft. Initiativen lernten sich gegenseitig kennen. Mit seinem „Open End“ dauerte der Brunch noch bis in den späten Abend an.

„Wir stellen den Raum zur Verfügung, bespielen müssen ihn Andere“, ist die Aussage von Emanuel. Eben dieses Konzept führte zu dem reichhaltigen Programm der Kulturjurte. Es wurde dabei nicht nach Bekanntheitsgrad von Bands oder Künstlern selektiert. Jeder bekam die Möglichkeit zur Mitgestaltung, sei es mit einem Konzert, einem Live-Hörspiel oder Spielabend - frei nach dem Prinzip „Wer zuerst kommt, malt zuerst.“ „Bis jetzt hat man sich aber immer arrangieren können“, bestätigt Emanuel. Dass die Jurte so attraktiv für Events ist, erklärt sich wohl daraus, dass diese keinen Einschränkungen unterliegen. Es gibt keine Raummiete und auch die Kosten für die Öffentlichkeitsarbeit fallen weg. Die Kulturjurte selbst ist ausreichend als Werbeträger. Finanziert werden die Veranstaltungen, so wie die Jurte selbst, aus Spenden.

Jetzt zieht das Nomadenzelt nach Fröttmaning weiter. Auf einem Kiesplatz wird dort die „Wanderjurte“ zusammen mit dem „Wannda Circus München“ zum zentraler Mittelpunkt einer Zeltstadt werden. Ein Outdoor-Fahrradkino ist bereits in Planung. Das heißt, in die Pedalen treten, statt Zuhause auf der Couch lümmeln, denn den Strom für den Film müssen sich die Besucher mit viel Schweiß selbst erstrampeln!

Was man sonst noch in Fröttmaning vorfinden wird, hängt nun von denjenigen ab, die ein Projekt im Rahmen der Kulturjurte starten möchten.

Denn die Kulturjurte ist ein Freiraum – und jeder hat die Möglichkeit diesen zu nutzen!

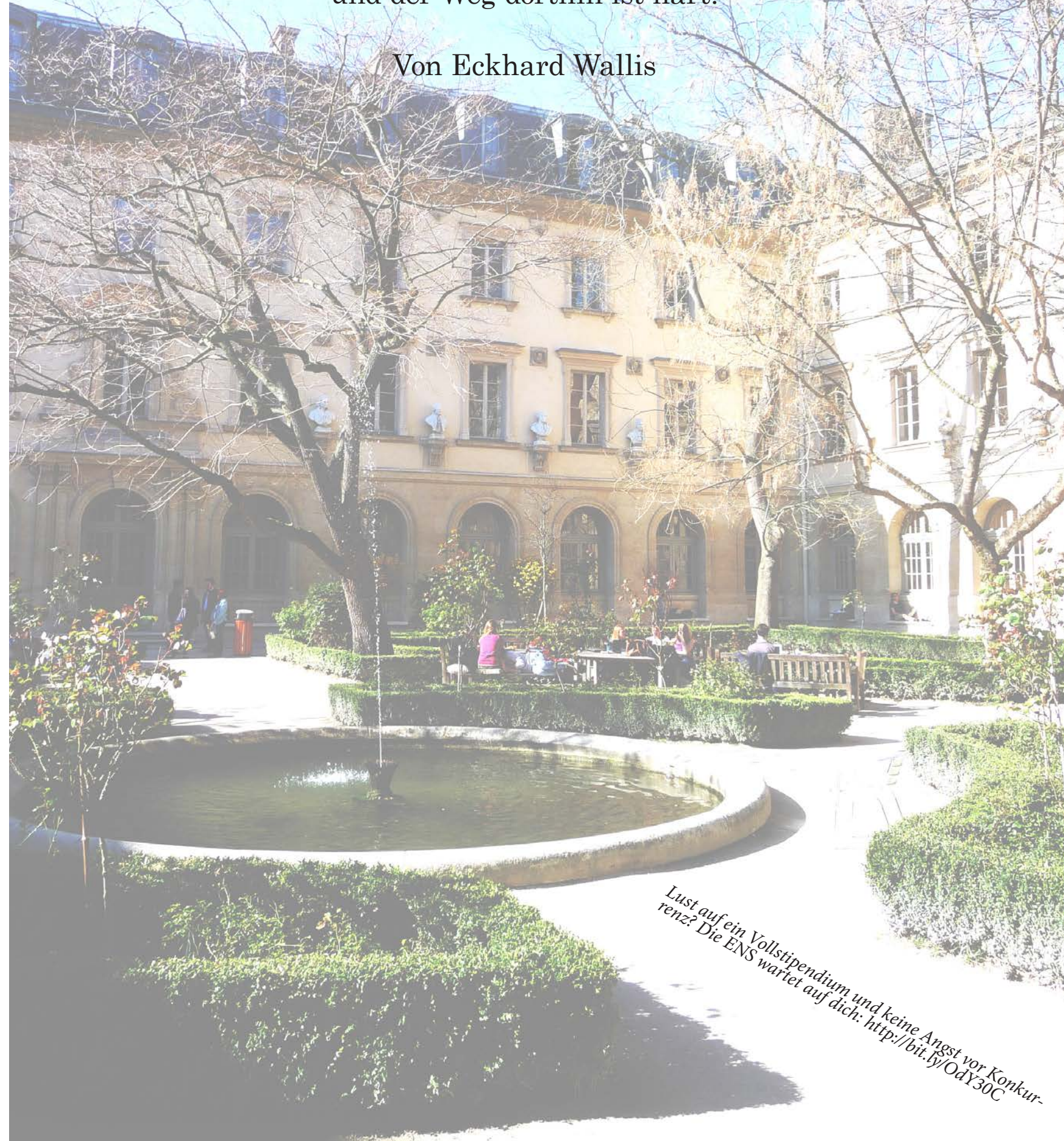
 Sarah Bioly studiert Soziologie und Philosophie.

Initiativen in München			
Foodsharing	www.facebook.com/foodsharing.de	Bildungsfreiräume e.V.	bildungsfreiraeume.de
Weltkinder	www.facebook.com/WeltlagerZeltoffen?fref=ts	No war more nature	www.nowarmorenature.com
BikeKitchen	www.facebook.com/bikekitchen.munich	Heimaten e.V.	www.facebook.com/Heimatenev?fref=ts
Rehab Republic	www.facebook.com/rehabrepublic?fref=ts	Interact	www.facebook.com/beinteract?fref=ts
Die Rausfrauen	www.facebook.com/dierausfrauen?fref=ts	Living Utopia	www.facebook.com/livingutopia
Funkenflug	www.facebook.com/InfoFunkenflug?fref=ts	Werkbox 3	www.werkbox3.de
Talentetausch	www.talentetausch-muenchen.de	Wannda	www.facebook.com/pages/Wannda/343713759067643
Echte Demokratie Jetzt!	echte-demokratie-jetzt-muenchen.de	Kulturjurte www.facebook.com/kulturjurte?fref=ts	

Konkurrenzdruck à la française

Hinter den Mauern des Pariser Quartier Latin verbirgt sich das akademische Paradies - doch die Plätze sind gezählt, und der Weg dorthin ist hart.

Von Eckhard Wallis



Lust auf ein Vollstipendium und keine Angst vor Konkurrenz? Die ENS wartet auf dich: <http://bit.ly/OdY30C>

Die Diagnose der Presse ist dramatisch: „Ich gegen dich - der harte Konkurrenzkampf unter Studenten“ titelte der Uni-Spiegel im Oktober 2013 und als „gehetzt, gedopt, gemein“ charakterisierte gar die Wirtschaftswoche jene „Studenten von heute“ einige Zeit später. Studenten in Deutschland, so scheint es, stehen heute unter einem nie da gewesenen Druck bessere Leistungen als ihre Kommilitonen zu liefern. Die Zahlen des Bundesbildungsministeriums sprechen eine nüchternere Sprache: Laut der 11. Studierendensurvey erleben in den Kultur- wie den Naturwissenschaften grade mal zehn Prozent der Studenten die Konkurrenzsituation als besonders stark. Nur in einzelnen Fächern wie Jura (jeder zweite) oder Medizin (jeder vierte) scheint der Konkurrenzdruck stärker ausgeprägt zu sein - ausgerechnet den Staatsexamensfächern, die dem Bologna-Prozess am längsten getrotzt haben. Auch wenn vom Bild des egoistischen Bachelor-Studenten so nur wenig übrig bleibt, zeigt der Medien-Hype: Konkurrenzdruck an der Uni gilt hierzulande als Problem. Institutionen, die die Konkurrenz unter Studenten auf breiter Basis befeuern könnten, haben es da eher schwer. Die Begabtenförderwerke, ob Studienstiftung, Friedrich-Ebert- oder Konrad-Adenauer-Stiftung sind in der Öffentlichkeit weiterhin fast unsichtbar, und das Deutschland-Stipendium, von Kritikern noch vor dem Start als unsoziale Geldverschwendung gebrandmarkt, bietet einem Wettstreit mit Hauen und Stechen doch allerhöchstens eine sehr lokale Arena.

Wer das akademische Gegen-einander in seiner entfesselten Form erleben will, muss nur einmal nach Frankreich schauen. Die Frage nach der wahrgenommenen Konkurrenz ist dort sinnlos. Im Mutterland der Eliten findet das große Vergleichen nicht in den Köpfen der Studenten, sondern im regelmäßigen Rhythmus, ganz real statt. „Concours“, also Wettbewerbe, sind der zentrale Selektionsmechanismus im Staatsdienst und im Bildungswesen. Nicht „gut“ zu sein, ist hier entscheidend, sondern „besser“ als die anderen. Sei es im Rennen um Stellen als Lehrer, in staatlichen Museen - oder die Studienplätze der Grandes Écoles.

Die École Normale Supérieure in der Pariser Rue d'Ulm ist eine solche. Neben den gleichnamigen Einrichtungen in Cachan, Rennes und Lyon ist „Ulm“, wie sie oft kurz nach ihrer Straße genannt wird, die älteste ihrer Art. Während für Ingenieure, Verwaltungs- oder Wirtschafts-

wissenschaftler ein dichtes Netz von teils staatlichen, teils privaten Eliteschulen besteht, gibt es für Geisteswissenschaftler im System der Grandes Écoles kaum eine Alternative zu den vier ENS. Ursprünglich als Vorbereitungsschulen für den Staatsdienst eingerichtet, rekrutieren sie jedes Jahr nur wenige „Schüler“. Knapp 200 werden es 2014 an der ENS Ulm sein, davon um die 75 für Geisteswissenschaftler im besonders umkämpften „Concours A/L“. Den Kandidaten winken eine Anstellung als Beamter auf Probe samt monatlichem Salär von rund 1250 Euro netto und eine günstige Unterkunft im Herzen von Paris. Grade für Studenten „brotloser“ Fächer - Altgriechisch, neuere französische Literatur, Kunstgeschichte - ist das eine gute Möglichkeit die Studienwahl gegenüber miss-träuischen Eltern zu rechtfertigen.

Da verwundert es nicht, dass jedes Jahr um die 5000 Abiturienten bereit sind, sich auf diese Prüfungen vorzubereiten - zwei Jahre lang, in meist staatlichen Vorbereitungsschulen, den Classes Préparatoires, kurz „Prépa“. „Der Eintritt in die Prépa ist wie der Eintritt in die Legion.“ So beschreibt die Psychologin Anne Delaigue die Opfer, die Studenten in dieser Zeit bringen müssen. Allein die Pflichtkurse umfassen 25 Zeitstunden, dazu kommen Wahlfächer und umfangreiche Hausaufgaben. Über allem liegt der permanente Druck nicht gut genug zu sein, im Concours nicht bestehen zu können. Pädagogisches Lob kann hier niemand erwarten. Das Feedback der Lehrer ist hart, und ein schroffes, „Sie werden es niemals an die ENS schaffen.“, ist keine Ausnahme.

Nicht nur der reine Zeitaufwand, auch die Breite der Themen ist außerordentlich. Der Concours A/L umfasst Prüfungen in Französisch, Geschichte, Philosophie, einer modernen und einer alten Fremdsprache sowie einem Wahlfach. In der ersten Etappe im April müssen die Studenten in schriftlichen Kriterien unter Beweis stellen, „Admissible“, zulassungstauglich zu sein. Unter den rund 200 Besten wird Mitte Juni in mündlichen Prüfungen weiter ausgesiebt. Ab diesem Zeitpunkt ist das Verfahren öffentlich. Wer „Admissible“ ist, kann online nachgelesen werden und, für den deutschen Betrachter noch unglaublicher, den mündlichen Prüfungen darf jedermann zuhören, dem danach ist, sich am Spott der Prüfer zu belustigen - auch wenn die Regeln den Zuschauern wenigstens streng verbieten, seine Meinung über den Prüfling kund zu tun - oder

überhaupt nur zu sprechen. Die Ergebnisse erhalten die Studenten schließlich an einem Sommertag im Innenhof der Rue d'Ulm. Dort verliert der Präsident der Jury die Liste der zugelassenen Studenten. Geordnet nach Ergebnis, beginnend mit dem Besten. Selbst im Moment seines vorerst größten Erfolgs weiß immer noch jeder der 75 besten Studenten Frankreichs ganz genau wo sein Platz in dieser Gruppe ist. Später wird diese Rangliste auch der Allgemeinheit im Internet zugänglich sein. Als „Erster“ oder „Zweiter“ aufgenommen zu werden ist kein Detail für die persönliche Eitelkeit, sondern für den gedruckten Lebenslauf.

Wer nicht besteht, versucht es oft im nächsten Jahr wieder, mehr als drei Anläufe sind aber nicht möglich. Manche können ihr Studium wenigstens an einer prestigereichen Wirtschaftshochschule fortsetzen, andere versuchen, als Gaststudent an der ENS zugelassen zu werden oder steigen im dritten Studienjahr an der Universität ein. Für viele ist diese Umorientierung mit dem Gefühl der Niederlage verbunden. Der Großteil verkräftet das. Andere nicht. Im Juli 2013 muss einer der abgelehnten Kandidaten mit einem Nervenzusammenbruch ins Krankenhaus eingeliefert werden. Der junge Student wollte gegen den Willen seiner Eltern Archäologe werden, die ENS war für ihn der einzige Weg zu diesem Ziel. Als er nicht aufgenommen wird, will er sich umbringen, schreibt Abschieds-SMS an seine Freunde, und kann grade noch rechtzeitig ins Krankenhaus gebracht werden. Seine Geschichte ist kein Einzelfall im kompetitiven System der Grande Nation. Im April 2013 erschüttern innerhalb weniger Tage die Selbstmorde zweier Schüler eine Prépa in Toulouse. Und an der ENS Ulm ist von ungefähr einem Suizid pro Jahr die Rede. So zumindest die Gerüchte, denn offizielle Zahlen dazu fehlen.

„Wozu psychologische Dienste an den Grandes Écoles, wo grade diese Studenten doch schon alles haben?“ Diese Frage diskutiert die Psychologin Delaigue 2005 in einem Vortrag vor eben jenen vermeintlich Auserwählten. Aus ihrer Arbeit



an der renommierten École Polytechnique heraus berichtet sie von der Leere, die viele Studenten nach dem erfolgreichen Concours ohne ein neues nahes Ziel empfinden. Nach dem strengen Regime der Prépa können viele das Gefühl des „Nicht-gut-enug“ nicht ablegen, glauben ihren Erfolg nicht verdient zu haben, sobald sie an Grenzen stoßen, oder fühlen sich wohlmöglich als Hochstapler. Außenstehende, geblendet vom Mythos des Elite-Studenten, würden, so Delaigue, aber nur selten diese Schattenseiten des Erfolgs erkennen.

Aus deutscher Sicht bleibt vielleicht noch eher die glänzende Seite verborgen: Der Concours treibt zu Höchstleistungen und bietet den Besten später intensive Betreuungsmöglichkeiten, die an einer Massenuniversität kaum zu verwirklichen sind. Befürworter unterstreichen den egalitären Geist des Systems: Die Auslese erfolgt nach Leistung und zum Prüfungszeitpunkt unter für jeden Teilnehmer gleichen und nachvollziehbaren Bedingungen. In Deutschland mag die Selektion etwas intransparenter stattfinden, dennoch: Praktisch nie müssen hier Tausende für ein paar Stipendien gegeneinander antreten, genauso selten, wie sich an nur einer einzigen Prüfung die spätere berufliche Zukunft entscheiden kann. Harten Konkurrenzkampf nach dem Motto „Ich gegen dich“ gibt es, anders als in Frankreich, bei uns eben doch nur für die Juristen.

Eckhard Wallis studiert Physik und Wissenschafts- und Technikphilosophie.





Reise ans Ende der Nacht

„Leise schwebt die S-Bahn über die Gleise, vor dem Fenster die ordentlichen Felder und Wälder des Münchner Umlands. Die Stille und Sauberkeit verwirren mich; die Abteile sind voller Menschen und trotzdem höre ich fast keine Gespräche, kein Geschrei, keine schrille Musik. Müde von dem Nachtflug lehne ich mich zurück und lasse Bilder aus meinen acht Monaten in Indien aufsteigen.“

Von David Sumerauer

Leise schwebt die S-Bahn über die Gleise, vor dem Fenster die ordentlichen Felder und Wälder des Münchner Umlands. Die Stille und Sauberkeit verwirren mich; die Abteile sind voller Menschen und trotzdem höre ich fast keine Gespräche, kein Geschrei, keine schrille Musik. Müde von dem Nachtflug lehne ich mich zurück und lasse Bilder aus meinen acht Monaten in Indien aufsteigen.

Rishikesh September 2013 - Kontraktion

Seit die Beatles hier 1968 für ein paar Monate meditierten ist Rishikesh zur Yoga- und Esoterikhochburg Indiens geworden. Die Stadt ist Jahrtausende alt und die vielen Tempel und die langsam fließende Göttin Ganges machen sie zu einer der heiligsten Stätten des Hinduismus. Ein Traumbild Indiens wird hier produziert, eines von elefantenköpfigen Göttern und weisen Eremiten, der Ort ist ein Symbol für den Drang des Menschen sich eine Welt zu schaffen, die nicht nur aus Atomen besteht und deswegen einen Sinn bietet. So kann der westliche Sinnsuchende aus einem unüberschaubaren Angebot auswählen, kann mit Kristallen seine Chakren heilen, mit Yoga und Tai Chi seine Energien zum Fließe bringen, bei Astrologen in die Zukunft blicken und in der Meditation die Einheit mit der Allseele anstreben.

Die Sadhus, eine Mischung aus Pen- nern und Bettelmönchen, die in Massen auf den Straßen Rishikeshs herumlungern verehren Lord Shiva als ihren Hauptgott. Deswegen verfilzen sie ihr Haar zu langen Dreadlocks, schmieren ihre Körper mit der Asche der Verbrennungsplätze ein und kiffen maßlos. Ich habe es schätzen gelernt, wie sie vor jedem Zug ihr Chillum kurz an die Stirnmitte heben und „Boom Shiva“ rufen – Kiffen nicht weil es Spaß macht und entspannt, sondern zur Verehrung eines uralten Gottes, welcher Hippie würde darauf nicht abfahren. Innerhalb der Trimurti, der Hindu- trinität aus Brahma, dem Erschaffer der Welt und Vishnu, dem Bewahrer hat Shiva die Rolle des Zerstörers, nicht im destruktiven Sinn, sondern um Raum zu schaffen für neue Schöpfung. Ansonsten ist er der größte Yogi, sitzt meist jahrelang auf dem heiligen Berg Kailash und verweilt in den tiefsten Ebenen der Meditation. Doch das alles kratzt nur an der Oberfläche davon was Shiva für Hindus bedeutet; je mehr ich mich mit dem Glauben der Inder beschäftige, desto weniger Übersicht habe ich. Allein der Begriff Hinduismus ist verzerrend: Er wurde im 19. Jahrhundert von den Engländern eingeführt um irgendwie die unübersichtliche Masse an religiösen Praktiken auf dem Subkontinent zu kategorisieren. Innerhalb des „Hinduismus“ gibt es

poli-, pan-, mono- und sogar atheis- tische Strömungen. Was viele als die eigenartige Verehrung verschiede- ner Statuen ansehen, ist tatsächlich das komplexeste und vielfältigste reli- gionsphilosophische System unse- res Planeten, vielleicht am ehesten zu vergleichen mit „westlicher“ Wissen- schaft, nur eine Wissenschaft des Mi- krokosmos statt des Makrokosmos.

Ich wohne im Ved Niketan Ashram, in einem zellenartigen Zimmer mit durchgelegener Matratze als einzigem Möbelstück. Ständig meditiere ich und mache Yoga, meine Melan- cholie, die ich aus Deutschland mit- gebracht habe hält trotzdem hartnä- ckig an. Weil ich die ersten Wochen einsam bin, besuche ich Lallan fast täglich, einen alten Freund meines Vaters. Stundenlang sitze ich vor sei- ner moskitoverseuchten Hütte und rauche billige indische Zigaretten. Wir reden über die menschliche Exis- tenz, über Meditation, über Gott und ich lerne viel. Am meisten aber lerne ich von der stillen Art mit der Lallan

Stock eines halbfertigen Hochhau- ses, unter sich den Lärm der Millio- nen Menschen, das Hupen der Autos. Plötzlich zieht ihn die Tiefe magisch an, er geht bis ganz an den Rand, sieht auf die Straße. Ich weiß bis heute nicht ob Lallan gestürzt oder gesprungen ist. Er war auf LSD, vielleicht glaubte er seinen Körper auflösen zu müssen um seine Individualseele wieder zu- rück ins Ganze zu führen, vielleicht ist er einfach ausgerutscht. Nach dem Sturz konnte Lallan nicht mehr laufen, seine Blase war kaputt, er musste seine Arbeit aufgeben und wurde von seiner Familie verstoßen. Zwei Jahre reiste er auf einem arm- selig zurecht gezimmerten Rollstuhl Richtung Himalaya, in der Nähe von Rishikesh trifft er seinen Guru. „Ich habe ihm gesagt, dass ich Shiva über alles liebe. Und mein Guruji meinte nur, ich solle aufstehen und dank der Gnade Shivas konnte ich in dem Moment wieder laufen.“ Ein feines wissendes Lächeln legt sich über Lallans Gesicht als er mir diese Ge- schichte erzählt.



Lallan fragt mich: „Weißt du, warum alles aus Shiva entstanden ist?“

sein in die Brüche gegangenes Leben meistert. Er ist der erste Sohn einer wohlhabenden Familie aus Bombay und verdiente gut als Architekt und Bauleiter. In den 1960er Jahren wurde er Teil der kleinen indischen Hippie- bewegung, spielte Gitarre, ließ seine Haare wachsen und fuhr auf dem Mo- torrad durch die wuchernde Megacity Bombay. Er entfernte sich zunehmend von seiner Familie und der aufstiegs- orientierten indischen Mittelschicht, begann sich für Meditation und psy- chedelische Drogen zu interessieren. In einer Nacht steht er im vierten

Seit 30 Jahren lebt er jetzt von den zwei Mahlzeiten aus Reis und Lin- sen, die ihm ein großer Ashram täg- lich bringen lässt. Auch die vier Qua- dratmeter große Hütte stellen sie ihm zur Verfügung. Warum bewundere ich diesen Mann so sehr? Vielleicht weil er sich keine Illusionen über sein Leben macht. Er kann ungeheu- er wütend und traurig werden, wenn er über seinen zerbrochenen Körper, das eintönige Essen oder die Einsam- keit klagt. Aber irgendwie liegt das al- les schon hinter ihm; jetzt ist er eben in dieser Existenz inkarniert, träumt

dieses Leben, bald wird er sterben und dann beginnt eine neue Geschichte. „Weißt du warum alles aus Shiva ent- standen ist?“ fragter mich einen Abend unter dichten Marihuanaschwaden. „Ganz am Anfang gab es gar nichts, noch nicht mal Klang. Und dann, der erste Wind ShhhhhShhhShhhSh- hivShhhShhhShhhShiva.“ Er schließt die Augen und lächelt glücklich. „Und aus Shiva wird irgendwann wieder al- les zu nichts. ShivaShhivaShivShivS- hivShhhShhhShhh. Und dann Stille.“ Wir sitzen lange da und schweigen, über uns der volle Mond und um uns das Zirpen der Grillen.

Bombay Dezember 2013 - Still- stand

Das St. Xaviers College in Bombay wurde vor ein paar Jahren von „In- dia Today“ zur besten Universität In- diens gewählt, die Elite studiert hier, insgesamt nur 3000 Studenten. In den letzten Jahren hielten Obama und der Dalai Lama Reden auf dem Campus- gelände. Mit entsprechend hohen Erwartun- gen beginne ich meine Studium. Als ich das Gebäude zum ersten Mal sehe um mich für meine Kurse anzu- melden bin ich begeistert: Pompöse Tore im neogotischen Stil, Säulengän- ge, versteckte Seitenwege die durch den labyrinthischen Bau führen. Hogwarts in Indien. Ich belege Kur- se über die Sozialgeschichte des indi- schen Mittelalters, über die Soziologie des Essens und über das Selbst in der modernen europäischen Literatur. Dann geht das Semester los und nach einer Woche bin ich tief enttäuscht. Meine Komilitonen sind zwischen 16 und 20 Jahren alt und benehmen sich wie Kinder. Fröhlich kichern- de Gruppen junger Mädchen, in ih- ren Mündern blitzten immer wieder Zahnsparren auf. Jungs, die sich al- bernen produzieren, mit Geschrei und doofen Witzen Aufmerksamkeit auf sich lenken wollen. Am meisten zieht mich der Unter- richt runter: Die Klassen sind groß, Diskussionen kaum möglich, weil die Studenten die Angewohnheit ha- ben immer nur den Dozenten anzu- sprechen und mich der indische Ak- zent irritiert. Die Qualität der Kurse schwankt zwischen gutem Kolleg- stufenunterricht und Grundschu- le. Mein Geschichtsunterricht ist besonders nervig. Die Dozentin ist eine ergaute Goanerin, die liebevoll- großmütterlich mit ihren Studen- ten umgeht. Ständig lernen wir neue Orte, Namen und Daten, die ich mir nicht merke, Zusammenhänge schei- nen irrelevant zu sein. Eine Stunde über die Landwirtschaft im Mittelalter leitet die Dozentin ein mit der Frage: „Wer von euch war schon mal auf ei- nem Bauernhof?“ Reihum erzählen meine Klassenkameraden von ih- ren Ferien auf dem Bauernhof und ich kann mich nur schwer davon ab- halten laut loszulachen. Uni ist also



nichts, die Stadt bleibt faszinierend, ist aber ungeheuer anstrengend.

Die Nachmittage sind so heiß, dass ich sobald die Uni aus ist schnell ein Taxi anhalte, nach Hause fahre und mich unter den rumpelnden Deckenventilator lege. Ich langweile mich nicht, weil das in Bombay nicht möglich ist, aber ich ziehe mich weit in mich selbst zurück, lese viel, schreibe ein wenig und lasse mich in eine stagnierende Deprimiertheit fallen.

Um frische Eindrücke zu gewinnen und aus dem engen Südzügel der mein Bombay ist herauszukommen, fahre ich stundenlang ziellos mit den öffentlichen Bussen umher.

Abgase, Lärm, die Dynamik unzählbarer Menschen. Karrenschieber, hupende Taxis, Mofas mit zwei, drei, manchmal vier Aufsitzenden, dazwischen alle die zu Fuß unterwegs sind: würdige alte Muslime mit rotgefärbten Bärten, feiste Polizeibeamte mit Schnurrbärten, hastig ausschreitende Männchen, geöltes Haar, auseinandergegangene Mütter und Ehefrauen die große Tüten Zwiebeln und Blumenkohl nach Hause tragen. Das einzig statische in diesem Konzert aus Bewegung auf tausend verschiedene Zielpunkte, sind die, die alle Ziele aufgegeben haben. Verdrückt liegen sie an den Straßenrändern, manchmal auf ausgebreitetem Papppapier oder einer Plastikplane, oft auf dem bloßen Asphalt. Schlafend oder dämmernd scheinen sie in ihrer eigenen Welt zu sein, völlig entrückt, dabei genau so aus Fleisch und Blut wie die Menschen um sie herum. Der Bus hält und ein Muezzin fängt an zu singen.

Auf dem Mittelstreifen etwa zwei Meter neben mir erhebt sich ein Penner von seiner Plane, hebt die Hände auf Ohrenhöhe, schließt die Augen und fängt an zu beten. Seine zerrissenes Hemd lässt eine eingefallene Brust sehen, seine Füße haben das Schwarz des Asphalts angenommen. Und auf seinem verwüsteten stoppeligen Gesicht bildet sich ein Friede, eine Geborgenheit ab, so intensiv und intim, dass mir Tränen in die Augen steigen. Etwa 30 Sekunden steht der Bus, ungefähr fünf Handkarren und drei-

ßig Fußgänger laufen in der Zeit an dem Mann vorbei, alle mit Zielen, mit Träumen und zwischen ihnen und mir einer der für ein paar Momente angekommen ist.

Der kühle Nachmittagswind versetzt das Wasser in kräuselnde Wellenbewegungen, so dass die Hochhäuser und Palmen, die sich auf der grünen Oberfläche spiegeln ihre Form verlieren und gleichsam zu tanzen anfangen.

Ein dürrer Alter mit grauem Schnurrbart sucht den Rand des heiligen Beckens nach weggeworfenen Plastikflaschen ab, lädt seine Funde umständlich in eine große Tüte, die er über dem Rücken trägt.

Als ich ihn beobachte treffen sich unsere Blicke, ich stehe beschämt auf, greife in die Brusttasche meines Hemdes, gehe mit gesenktem Kopf die Treppenstufen hinunter und drücke ihm schnell 100 Rupienin die Hand. Als ich mich umdrehe hält mich der Alte am Arm fest und sagt auf Hindi: „Jetzt werde ich mir heute Abend etwas zu Essen kaufen.“ Dann schaut er verklärt hoch zum blauen wolkenlosen Himmel: „Sei gesegnet, Gott wird dir Gnade erweisen.“

Er lächelt mich mit roten, vom paankauen verschmierten Zähnen an, lässt meine Hand los, wirft sich die Tüte über, geht. Lange beobachte ich ihn noch, diesen ungeheuer dünnen Alten: Was denkt ein Mensch während er mit einem Stock Müllhaufen durchwühlt, jeden Tag, jedes Jahr, nur um seinen Körper gerade so zu erhalten. Wenn das einzige Ergebnis des Überlebenskampfes heute, der Überlebenskampf morgen ist, was bleibt übrig vom Menschen?

Kinder die hektisch auf der Straße hin und herlaufen und versuchen ein paar Kokosnusssplitter zu verkaufen, alte Männer die ihre mageren Körper in die Pedale ihrer Fahrraddrikschaws werfen, verzweifelte Mütter die mir ihre weinenden Babys entgegenstrecken. Für mich hat das alles etwas tierisches. Meine Probleme haben nichts damit zu tun genug zu essen zu bekommen oder ein halbwegs sicheres Dach zu finden. Ich auch keine kran-

ken Verwandten die versorgt, keine Kinder deren Schulgeld bezahlt werden musste. Meine Probleme waren abstrakter Natur, philosophisch, psychologisch, viel interessanter, irgendwie auch menschlicher. Plötzlich reißt mich das Krah – Krah einiger Vögel aus meinen Gedanken: Ein paar Meter weg picken vier Krähen Fleisch aus dem aufgeschlitzten Bauch einer toten Ratte und in der Ferne, klein und schwächig wie ein Kind, wühlt der Alte neue, immer gleiche Müllhaufen auf.

Hampi März 2014 – Beschleunigung

Grellgrüne Reisfelder in hartem Kontrast zu roten Sandsteinhügeln, Ziegenherden, die unter Palmenhainen grasen, ein tiefblauer Himmel mit weißen Schäferwolken und immer wieder halbverfallene Tempel, plötzlich in die Felder hingeworfene Säulen und Mauern. Im richtigen Licht, besonders bei Sonnenuntergang, ist Hampi einfach überirdisch schön. In den zwei Wochen in Hampi lerne ich mehr Menschen kennen, habe ich mehr neue Gedanken und Erfahrungen, mehr Freude als in den sechs Monaten zuvor zusammen; als hätte ich ein halbes Jahr Energie gesammelt um sie auf einmal zu entladen.

Zwei Kraniche gleiten in synchronem langsamen Flug über den See. Das Wasser glitzert wie tausend Edelsteine und zittert in unendlichen Formen unter dem sanften Wind. In meinen Ohren das himmlische „Ave Maria“ von Beethoven. Ich lasse mich zurückfallen auf den warmen Stein, werde weggerissen von den Gefühlen, weine und lache, schnappe in heftigen Zügen nach Luft, winde mich wie ein Fisch an Land. Eine Hand greift meine Recht und hält sie fest, dann eine andere meine linke. Ich öffne die Augen und sehe Oskar und Ali über mir stehen, sie lächeln mich an.

Bei Sonnenuntergang tanze ich zu „The Doors“ durch einen wüsten Talkessel, richte meinen Blick abwechselnd auf den unendlich detaillier-

ten Boden dann wieder auf die weite Landschaft. Jedes mal wenn ich aufsehe rauschen Wellen von Energie durch meinen Körper, ich strecke die Arme Richtung Himmel aus, sehe den aufgehenden Mond, die fein ziselierten Wolken am Horizont, die sich ständig ein bisschen verspulen. Am Boden vor mir liegt ein toter Adler, angefressen von tausend Ameisen. Überwältigt knie ich vor dem Vogel, in mir formt sich der Wille, eine seiner Federn zu besitzen. Immer wieder greife ich nach ihm und schrecke zurück, die Ameisen rauschen hin und her und seine toten gelben Augen sehen mich an. Endlich reiße ich eine Feder aus, stecke sie in mein Bandana und klettere die Felsen hoch, zu Ali und Oskar, die mit hingerissenem Blick in die untergehende Sonne sehen, über ihnen der einzige schon aufgegangene Stern und der volle Mond.

Nach einem langen und ereignisreichen Heimweg, haben wir uns an diesem Abend noch lange unterhalten, faul in Hängematten fläzend, dem Tag nachlauschend. Wir sehen die Menschheit als ein sich ständig wandelndes Netzwerk aus Veränderung, das den Planeten überzieht. Wir bemerken wie wichtig jede unserer Handlungen ist, weil diese andere Handlungen auslöst und weil ein Zusammenhang von allem mit allem besteht. Dabei fühlen wir uns gerechtfertigt in allem was wir erleben, weil alles seit dem Beginn der Zeit genau so passieren musste, wie es passierte damit wir drei jetzt hier sitzen und darüber reden können. Und Oskar und ich fassen den Plan länger in Hampi zu bleiben und mit unseren Mofas eine einwöchige Tour durch die Dörfer der Umgebung zu unternehmen.

Wir sind den ganzen Tag gefahren, Jay, Oskar, Kathrina und ich. Wie immer wenn ich unterwegs bin kommt mir der Morgen, als wir in einem Schuppen höllisch scharfe Dosas gegessen haben wie mehrere Tage entfernt vor. Wir haben uns in kleinen Dörfern durchgefragt, jedes mal versammelten sich innerhalb von Minuten Dutzende Menschen, dürre alte

Bauern mit einem Lächeln aus einer anderen Zeit, fröhliche Kinder, die zum ersten mal Menschen mit weißer Haut sehen.

Als wir an dem See ankommen, den wir mehr oder weniger gezielt angesteuert haben, finden wir ein altes verlassenes Haus, das perfekte Nachtlager. Euphorie und Entspannung. Ich lege mich auf eine Yogamatte, lasse meinen Blick über die karge Landschaft schweifen.

Oskar sieht, dass er einen Anruf von seiner Mutter verpasst hat und ruft zurück. Neben mir sitzt Kathrina und lächelt glücklich. Ich sehe Oskar, wie er vor mir zusammenbricht, immer wieder nur schluchzt er: „Nein, nein, das kann doch gar nicht sein.“ Mechanisch stehe ich auf und nehme ihn in den Arm, drücke seinen Kopf an meine Schulter. „Sabine ist gestorben. Sie ist bei einer Skitour 300 Meter tief gestürzt.“ Ich kenne Sabine seit der fünften Klasse, seitdem Oskar mein bester Freund ist. Seit 20 Jahren ist sie die Lebensgefährtin von Oskars Mutter, die beiden arbeiten als Künstlerduo zusammen, haben ihn gemeinsam erzogen. Mir kommen die Tränen, es muss so unvorstellbar schrecklich sein, einen Elternteil zu verlieren, so plötzlich und ohne Abschied.

Später sitzen Oskar und ich lange am See, ich halte seine Hand fest. Die Trauer kommt in heftigen Wellen, dazwischen reden wir. Es gibt nichts zu erklären, Sabines Tod ist schrecklich und völlig sinnlos. Was bedeutet das ganze Streben und Machen, wenn mit einem falschen Schritt alles vorbei ist? Die alte existentialistische Frage, die mich in Bombay so gequält hat, taucht wieder in mir auf. Und da wird mir plötzlich klar, nicht als Trost, sondern als Tatsache, es ist nicht alles vorbei. In ihrem Leben ist Sabine unendlich vielen Menschen begegnet, hat Tausende für einen Moment oder länger berührt; und dass sie gelebt hat wird die Ereignisse auf unserem kleinen Planeten weiter beeinflussen, bis ans Ende aller Zeit.

Die Nacht ist kalt und wir kuscheln uns zu viert auf unseren zwei Yogamatten zusammen. Immer wenn ich auf dem harten Boden aufwache, sehe ich neben mir Oskars schönes trauriges Gesicht, wie es sich gegen den Sternenhimmel abzeichnet. Und an meiner Brust fühle ich Kathrinas Hand, ihre Beine an den meinen. Holi, das Fest der Farben, war früh losgegangen, um neun wurden wir von der Musik geweckt. Oskar hatte sich einen Lungiangezogen, Ali ein altes Tanktop und wir hatten uns fröhlich in die frenetisch feiernde Menge gemischt. Immer wieder steigen Kinder auf meine Schultern, lächeln mir dankbar zu, wenn ich wild zum harten Rhythmus der Trommeln tanze. In der bunten farbverschmierten Menge wird es schwierig zu unterscheiden, wer Inder und wer Traveller ist und für ein paar kurze Stunden hebt sich die neokoloniale Distanz zwischen armem nordindischem Kellner und reisendem westlichem Student auf.

Als wir eine Stunde den Weg entlang getanzt sind, durch Reisfelder und Hügellandschaft steht sie plötzlich vor mir, mit grünem Haar, lila Gesicht und hellblauen, wunderschönen Augen. Wir reden über das Schreiben, über Strindberg, über Meditation und über Indien. Dann tanzen wir wieder, verlieren uns aus den Augen. Der Zug bewegt sich jetzt zurück Richtung Fluss, um sich dann aufzulösen. Sie steht wieder neben mir, wir gehen zusammen zu meinem Zimmer um Wasser zu holen und ihre Kamera abzulegen, dann spazieren wir gemeinsam zum Fluss hinunter, suchen uns eine abgelegene Stelle und legen uns ins Gras, die grelle Mittagssonne auf unserer Haut brennend. Immer wieder schauen wir uns lange tief in die Augen, müssen beide lachen, warmes Glück breitet sich in meinem Körper aus.

Zurück bei meinem Zimmer zeige ich Kathrina stolz die Adlerfeder, die ich gefunden habe, fühle mich dabei so einfach und natürlich wie ein Steinzeitmensch, der seine Beute präsentiert.

Ich mache keinen Versuch ihr körperlich nahe zu kommen, für mich ist klar, dass wir verliebt sind und es gibt keinen Grund sich zu beeilen. Am Nachmittag dann ein paar Stunden der Unsicherheit: Oskar und Ali kommen zurück. Die Stimmung bricht, wir sind nicht mehr allein, und während wir zu viert plaudern kommt mir alles wie eine riesige Projektion von meiner Seite vor, diese ganze Geschichte von Verliebtheit, eine einzige Erfindung meines übereifrigen Gehirns.

Irgendwann brechen Kathrina und ich auf zum See um die Farbe von unseren Körpern abzuwaschen. Eine Stunde später sitzen wir auf dem selben Felsen, auf dem ich vor einer Woche Beethoven gehört hatte und küssen uns.

Nachdem Oskar nach Deutschland zurückgefliegen ist um bei seiner Mutter zu sein, sind nur noch Kathrina, Jay und ich in Hampi. Kathrina und ich suchen uns ein abgelegenes Guest House um zu schreiben und die vielen Erlebnisse sacken zu lassen. Aber die ersten Tage bin ich unruhig, komme mit der ungewohnten Abgeschiedenheit nicht zurecht. Oft fahre ich mit meinem Mofa zu Jays Hotel, vorbei an dem hochaufragenden Hügel des Hanumantempels, der Ort an dem der mächtige Affengott in mythischer Vorzeit geboren wurde. Als ich Jay zum ersten Mal getroffen habe, war ich eingeschüchtert. Ein muskulöser schwarzer Mann mit Glatze und Nasenring. Vor acht Monaten hatte er seinen ersten LSD-Trip und gab danach sein bisheriges Leben auf. Er verkaufte sein Apartment, seine Möbel, schmiss seinen Job als IT-Fachmann hin und begann seine erste Fernreise, mit dem Ziel stärker und geläutert nach Amsterdam zurückzukehren. Jetzt sitzt er an einem Tisch im Garten, vor sich ein Buch über Chakren

und die Erweckung der Kundalini. Seine Pupilen sind riesig und glänzen, er ist wohl gerade auf dem Holzrosensamen Trip den er für heute geplant hat. Begeistert begrüßt er mich: „Hey, schön, dass du bist. Du und Kathrina ihr seid glücklich, ja. Komm, wir machen einen kleinen Spaziergang.“

Wir gehen durch das kleine Dorf, vorbei an fett-glänzenden Wasserbüffeln, die langsam ihr Heu zerkauen, mit ihren Schwänzen scheuchen sie träge ein paar Mücken. Am Rand der Reisfelder setzen wir uns unter eine Palme.

„Ich werde doch noch ein paar Tage in Hampi bleiben. Heute morgen, als die Samen angefangen haben zu wirken, ist so viel Trauer und Angst in mir hochgekommen, ich habe für eine halbe Stunde geweint. Du weißt, ich hatte eine Scheisskindheit, vielleicht habe ich immer zu viel verdrängt. Meistens bin ich dieser fröhliche und aufgedrehte Typ, immer im Mittelpunkt immer hyper. Das ist OK, aber jetzt ist die Zeit für mich, dem Kind in mir Raum zu geben zu weinen.“

Die S-Bahn fährt in den Hauptbahnhof ein und ich muss schmunzeln, beim Gedanken an Jay, der dem Kind in sich mehr Raum geben will. Innerlich wünsche ich ihm Glück dabei. Er ist auf seinem Weg, wie all die anderen denen ich in den letzten acht Monaten begegnet bin. Wir alle wissen nicht wohin wir gehen, aber wir bewegen uns immer - manchmal mühsam tastend, dann wieder tanzend, schwindelig vor Geschwindigkeit. Und obwohl wir so wenig wissen und verstehen, verändern wir mit jedem einzelnen Schritt auf unserem Gang die ganze Welt.



David Summerauer studiert Geschichte, Ethnologie und Sprache, Literatur, Kultur.



„Wir reden über das Schreiben, über Strindberg, über Meditation und über Indien“



Philipp aus Frankfurt

HAYS Recruiting experts
worldwide

MIT DER NR.1 WACHSEN DU HAST ES IN DER HAND

Bereit für echte Verantwortung?

Dein Herz schlägt schneller. Das erste Meeting beim Kunden. Selbstbewusst erklärst Du dem Geschäftsführer und Personalchef, wie wir von Hays helfen können: die passenden Experten finden, neue Projekte flexibel besetzen ... Überzeugt. Wow, drei neue Anfragen! Ein fester Händedruck zum Abschied. Zurück im Büro gemeinsam mit den Recruiting-Kollegen die Ärmel hochkrempeln und Kandidaten auswählen. Der Kunde wartet schon auf Vorschläge. Und abends dann entspannt mit dem Team anstoßen.

Könnte das zu Dir passen? Dann bewirb Dich jetzt unter: www.hayscareer.net



Verschaffe Dir einen
persönlichen Eindruck
mit unseren Videos!

Besuche uns auch auf:
facebook.com/hayscareer.net

ACCOUNTANCY & MA/CONSTRUCTION/CONTACT CENTRATIONS/EDUCATION/TECHNOLOGY/LEGAL SAFETY/POLICY & SOURCES & MINING/ENGINEERING/HUMAN LOGISTICS/FACILITIES MANAGEMENT/FINANCIAL SERVICES/SOCIAL CARE/SALES & MARKETING/ENERGY/OFFICE SUPPORT/RESPONSE MANAGEMENT/HEALTHCARE/OIL & GAS/ARCHITECTURE/ASSESS & DEVELOPMENT/PUBLIC SERVICES/ACCOUNTANCY & FINANCE/EDUCATION/PHARMA/CONSTRUCTION & PROPERTY/RESOURCE MANAGEMENT/MANUFACTURING & OPERATIONS/RETAIL/INFORMATION TECHNOLOGY/SALES & MARKETING RATEGY/BANKING/ENGINEERING/ENGINEERING/TELECOMS/HUMAN RESOURCES/FINANCIAL PHARMA/MANUFACTURING/HEALTHCARE/ARPROCUREMENT/H

Ende gut, alles gut?

Die Abschaffung der Studiengebühren hat Konsequenzen für unsere Uni.

Von Tabea Renner



Am 24. April 2013 ist es endlich soweit: Nach sechs Jahren werden auch in Bayern, dem letzten Bundesland, die Studiengebühren abgeschafft. Dem vorausgegangen war das Volksbegehren, bei dem sich mehr als 1,3 Millionen wahlberechtigte Bürger in Bayern gegen die Beiträge aussprachen. Mit einer Quote von stolzen 14,4% lag die Beteiligung des Begehrens deutlich über der geforderten 10-Prozent-Hürde - somit stand dem Volksentscheid nichts mehr im Wege!

Dieser drohenden Schmach kam die bayrische Regierung jedoch zuvor, indem sie das von ihr selbst 2007 verabschiedete Gesetz wieder rückgängig machte. Großes Aufatmen also unter den Studenten und deren Eltern: Die Belastung von 500 Euro pro Semester fällt seit dem Wintersemester 2013/14 wieder weg. Passé die ungeliebten Studiengebühren! Sie sollen jetzt durch die neu eingeführten Studienzuschüsse aus der Steuerkasse ersetzt werden. „Die LMU hat in etwa den gleichen Betrag als Zuweisung erhalten, der vorher aus Studienbeiträgen erlöst wurde. Es handelt sich um eine Jahressumme von rund 30 Mio. Euro“, bestätigte das Presseamt der LMU.

Dass die Gebühren nur „in etwa“ kompensiert werden, liegt daran, dass Verwaltungs- und Rückerstattungskosten sowie Abführungen in einen Sicherheitsfond nicht von der Regierung kompensiert werden. Diese Abstriche fallen aber nicht maßgeblich ins Gewicht, versichert auch die Studierendenvertretung (StuVe) der LMU.

Interessanterweise stößt man trotzdem auf Gerüchte über neue Sparmaßnahmen an verschiedenen Fakultäten: Eine Germanistik-Studentin erzählt, dass seit der Gesetzesänderung kostenlose Reader und Tutorien gestrichen wurden. In der Anatomischen Anstalt werden den Medizinstudenten neuerdings keine Skalpelle, Handschuhe und Kittel mehr gestellt. Eine Fachschafts-Vertreterin der Soziologie berichtet, dass Arbeitsstellen für wissenschaftliche Mitarbeiter reduziert wurden, um so die Kosten zu senken. Vor allem die Ethnologie und Völkerkunde sind hiervon betroffen, angeblich auch die Japanologie.

Andererseits gibt es aber auch Stimmen, die vom Gegenteil berichten: So konstatieren die Fachschaften der Musikwissenschaften sowie der katholischen Theologie, dass sich an ihrer finanziellen Lage im Großen und Ganzen gar nichts geändert hat. Und auch im Chemielabor müssen die Studenten unter keinen einschneidenden Kürzungen an Material oder Ausstattung leiden. Wirft man einen Blick in die Verwaltungsvorschrift nach Art. 5a Abs. 3 BayHSchG, so heißt es hier, dass die Kompensationsmittel „ausschließlich zur Verbesserung der Studienbedingungen [...] einzusetzen“ sind. Das bedeutet, die Zuschüsse sollen - wie bisher die Studienbeiträge - in bessere Lehre, Studentenservice und Infrastruktur gesteckt werden - nicht aber in die Grundausstattung der Universität. Genauso hat sich an der Beteiligung der Studierenden beim Mitspracherecht offiziell nichts geändert: In der Verteilungskommission sitzen nach wie vor zur einen Hälfte Studenten, zur anderen

Professoren und Mitarbeiter der Universität. Gemeinsam beschließen diese, wofür sie die Gelder ausgeben wollen - und wofür nicht.

Das letzte Machtwort liegt zwar beim jeweiligen Dekan, jedoch hat sich in den vergangenen Jahren nur äußerst selten ein Vorsitzender gegen das Kommissionsvotum seiner Fakultät entschieden - das geht aus einer turnusgemäßen Evaluation im letzten Jahr hervor. Nur in wenigen Fakultäten hat dies in Einzelfällen stattgefunden, berichtet die StuVe.

De facto dürfen wir also noch immer mitbestimmen, wofür stolze 30 Millionen Euro an unserer Universität eingesetzt werden, obwohl diese nicht mehr aus dem studentischen Geldbeutel stammen - durchaus kein kleines Zugeständnis. Warum werden dann aber an einigen Fakultäten doch Gerüchte über Sparmaßnahmen laut?

Vor deren Abschaffung konnte man von den Studiengebühren problemlos Verbrauchsmaterialien für die Studenten finanzieren. Dies ist jetzt viel schwieriger zu rechtfertigen, da es sich um Steuergelder handelt, so der Dekan der medizinischen Fakultät.

Durch die Gesetzesänderung wurde auch „die Finanzierung von unbefristeten Stellen eingeschränkt“, lautet die offizielle Antwort der LMU. Sicher war nicht jedem, der sich für die Abschaffung der Gebühren einsetzte, bewusst, welche Folgen dies tatsächlich für das Uni-Leben haben würde. Diese Änderungen erklären aber leider, warum wir nun an der einen oder anderen Stelle Einbußen zu spüren bekommen -

seien es neuerdings kostenpflichtige Skripte, fehlende Skalpellen oder eingesparte Stellen für wissenschaftliche Mitarbeiter.

Handelt es sich bei den Zuschüssen denn eigentlich um Fixbeträge? Die StuVe befürchtet dies, sollten im nächsten Jahr die Gelder nicht akzeptabel aufgestockt werden. „Eine Anpassung an die Inflationsrate ist bisher nicht vorgesehen. Allerdings werden die Mittel ab dem Jahr 2015 wohl an die Studienanfängerzahlen gekoppelt sein“, erläutert eine LMU-Pressesprecherin in einer eher vagen Formulierung, zu der sich die bayrische Regierung bis Redaktionsschluss bedauerlicherweise nicht näher äußern konnte. Dass die Hochschulen die Zuschüsse dringend nötig haben, darin sind sich Professoren und Studenten einig. Ob uns aber diese finanzielle Unterstützung auf lange Sicht erhalten bleibt, ist unklar.

Fest steht, dass die Gelder von der Regierung nur für fünf Jahren zugesichert wurden - was danach kommt, ist noch völlig offen. Von Weiterführung der Zahlung bis hin zur kompletten Streichung der achtstelligen Beträge ist alles möglich. Es bleibt also spannend...

Tabea Renner
studiert Medizin.



Gegen Trichter-Lernen



Das Referat für Lehramt an der LMU versucht wichtige Lücken in der Lehrerausbildung zu füllen. Ein Gespräch mit Eva Hack und Julian Frederic Stauß, der ersten Generation des Referats

Von Friederike Krüger

Ein großen Trichter an die Kopfhaut setzen und das Wissen in den Schädel laufen lassen - Eine fabelhafte Idee, fanden die Bildungsbeauftragten und Wissenschaftler Mitte des 17. Jahrhunderts, wenn auch scherzhaft. In kurzer Zeit mit minimalem Aufwand möglichst viel Wissen in die Köpfe der Schüler kriegen – das war ihr Ziel und der „Nürnberger Trichter“ ihre Vorstellung der Durchsetzung. Im Kern ist die Idee noch heute geblieben. Alle Schüler und Studenten sollen auf die gleiche Weise lernen. Doch Menschen lernen ganz unterschiedlich und wollen selbst bestimmen, was. Julian Frederic Stauß und Eva Hack versuchen das zu erklären und planen eine Bildungsaufklärung..

Die beiden sind Sonderpädagogikstudenten an der LMU, Julian Frederic hat sein Studium gerade abgeschlossen, und kurbeln kräftig an dem Apparat Schule und Lehrerbildung. Sie wollen nicht Lehrerausbildung nennen, was sie selbst noch durchlaufen: „Ausbildung hört sich an, als wäre der Student am Ende seines letzten Examens ausgebildeter Lehrer, aber dieser Beruf ist eine ewige Entwicklung,“ sagen sie, sich gegenseitig ergänzend. Und vor allem sei es eine Katastrophe.

Viel zu wenig bereite die Studenten wirklich auf das Berufsleben vor. „Uns erklärt niemand: Wie lehrt und lernt man eigentlich richtig? Hier müssen wir ansetzen“, sagt Julian Frederic euphorisch. Es müsse hinterfragt werden, was in der Schule wirklich beigebracht werden soll und wie es die Kinder behalten können. Der 27-Jährige lässt Worte wie Individualität, Innovation, Persönlichkeit und Umstrukturierung fallen. Im Referat für Lehramt der Studierendenvertretung an der LMU haben sie im letzten Jahr mehr als 30 Stu-

denten zusammengebracht, die über die Entwicklung und mögliche Perspektiven diskutieren. Sie vernetzten sich mit Politik und Wissenschaft und veranstalteten zahlreiche Abendveranstaltungen. Bei Schulbesuchen, die Julian Frederic und Eva organisieren, ist das Gymnasium Oettingen Vorreiter für eigeninitiatives Lernen. Hier wird von der fünften bis zur siebten Klasse in „Lernlandschaften“ unterrichtet. Klassenräume gibt es nicht mehr, die Wände wurden herausgerissen. Stattdessen stehen nur noch Regale zwischen den einzelnen Lernbereichen, durch die Bücher fallen und Kinder ihre Arme strecken könnten. Und die vor allem keinen Lärm zurückhalten. „Aber man muss das einfach selbst erleben“, lacht der Student. Kein Laut sei zu hören, weil die Kinder selbst entscheiden können, woran sie gerade arbeiten möchten. Still und angestrengt saßen sie in dieser offenen Atmosphäre – Ein Gewinn für beide, Schüler und Lehrer. Eva hat diesen Ansatz in einer sozialpädagogischen Tagesgruppe bereits umgesetzt: „Wir geben kaum noch Anweisungen, seit einem Jahr lernen die Jugendlichen bei uns ganz zwanglos.“

Für das Studium an der LMU fordern die beiden nun eine stärkere Theorie-Praxis-Bindung, um zu vermeiden, dass Studenten völlig unvorbereitet vor der Klasse stehen. „An der Uni wendet man nichts an“, beklagt die 23-Jährige. Häufig seien Seminare zu theoretisch oder inhaltlich nicht relevant genug. Mittlerweile hat auch das Münchner Zentrum für Lehrerbildung (mzl) nachgeholt und bietet Workshops, Wochenendveranstaltungen und Kurse an, in denen sich Lehramtsstudierende auf freiwilliger Basis weiterbilden und außerhalb des vorgegebenen Studienplans praktische Erfahrungen sammeln können. Was die Uni zeitlich und personell nicht einrichten kann, will das Referat

für Lehramt immer mehr in die Hand nehmen. Im letzten Jahr lag der Fokus neben Inklusion und innovativeren Methoden in der Didaktik auch auf der Hirnforschung. „Es kann doch nicht sein, dass kaum ein Student weiß, wie der Mensch Wissen behält“, meint Julian Frederic. Hierfür wollen sie die Studenten sensibel machen und ihr Bewusstsein schärfen. Auch das kann man nicht eintrichtern. Deshalb setzen die beiden lieber Impulse mit Infoabenden, Filmen, Unterrichtsbesuchen und eigenen Tutorien. Im Wintersemester gab es zum Beispiel eine vierteilige Filmreihe im Monopolkino an der Schleißheimerstraße mit anschließender Diskussionsrunde. Außerdem fand im Rahmen der Orientierungsphase für Lehramtsstudierende eine enge Zusammenarbeit mit dem Münchner Zentrum für Lehrerbildung statt. Für das kommende Semester sind regelmäßige Stammtische geplant, in denen sich die Studierenden austauschen und ihre Ideen planen können. Am 25. Und 26. April findet eine Tagung zum Thema „Heterogenität“ in Kooperation mit der Akademie für Politische Bildung Tutzing statt. Darüber hinaus werden regelmäßig im Semester Hospitationen an Schulen mit modernen Lern- und Lehrmethoden organisiert. Und am 13. Mai wird über „Gerechte Noten - Eine Illusion“ gesprochen. Genaue Termine können der Homepage entnommen werden. Neben den eigenen Initiativen ist ihnen allerdings auch der enge Kontakt zur Universität wichtig. Sie sammeln Mängel und Probleme der Studierenden und sprechen sie an. Sie engagieren sich im mzl und werden so direkt von der Universität gehört. Wünsche und Ideen können ausgetauscht und umgesetzt werden.

Wenn das Referat mit ihren Ideen und durch ihr Programm viele Menschen erreicht und an der universitären Lehrerausbildung mitwirken und etwas verändern kann, werden vie-

le Schritte folgen. Einige Abiturienten würden sich bewusster gegen das Studium entscheiden, andere wesentlich praktischer versiert an die Schule gehen. Die Liste ist lang, aber der Weg, da ist sich die Gruppe des Referats sicher, nicht schwieriger, als ohnehin schon. Ob das wirklich so leicht umsetzbar ist und auch die älteren Lehrer noch Lust auf eine ganz neue Form des Unterrichts haben? „Leicht wird es, wenn sich alle Beteiligten der Tatsache bewusst sind, wie Menschen lernen. Haben alle begriffen, dass es so wie jetzt nicht weitergehen kann, ist die nächste Hürde nicht mehr schwierig,“ versucht Julian Frederic zu überzeugen. Die Lehre an der Uni müsse sich ändern, aber grundlegend sei vor allem die Einstellung zu dem Beruf und eine Bewusstseinsänderung in den Köpfen all jener, die Teil des Konstrukts Schule sind oder werden wollen.

Interessiert an kurz- oder langfristiger Mitarbeit? Hier findest du die Termine für Stammtische und Veranstaltungen. Dort werden dann weitere Arbeitstreffen je nach Arbeitsmenge angesetzt. www.stuve.uni-muenchen.de/stuve/referat/lehramt/index.html

und auf Facebook: <http://on.fb.me/lpPiAH6>

Informationen zum Münchner Zentrum für Lehrerbildung: www.mzl.uni-muenchen.de



Friederike Krüger studiert Deutsch und Erdkunde auf Lehramt.

www.lehrwerkstatt.org

Lehr:werkstatt

Mehr Mensch pro Schüler Projekt: Praxisjahr neben der Uni

Der Forderung des Referats für Lehramt nach mehr Anwendung und Praxisbezug in der Lehrerausbildung geht das Projekt „Lehr:werkstatt“ der Eberhard von Kuenheim Stiftung seit nun schon fast drei Jahren nach. Während eines einjährigen Schulpraktikums werden die Studierenden einer persönlichen Lehrkraft zugeteilt und unterrichten im Team in den gleichen Klassen. Kein Umherrennen und Zugucken mehr - Studierende lernen das Schulleben viel intensiver und realer kennen und werden im Kollegium als richtige Lehrkraft wahrgenommen.

Wie funktioniert's?

Ein Lehramtsstudierender (Lehr:werker) und eine Lehrkraft (Lehr:mentor) bilden ein Tandem und arbeiten über ein Schuljahr hinweg zusammen – begleitet durch Praxisseminare an der Universität und Kompetenzworkshops, die von der Stiftung und ihren Kooperationspartnern durchgeführt werden. Die Rolle des Lehr:werkers im Unterricht ist aktiv. Er unterstützt den Lehr:mentor mit steigender Lernkurve in immer größerem Umfang. Die Möglichkeiten sind fast grenzenlos. Studierende können eigene Unterrichtssequenzen, aber auch ganze Einheiten unterrichten. Manche begleiten ihre Schüler_innen auf Ausflügen oder gar Klassenfahrten.

Tandem-Matching

Für das Gelingen dieser Arbeit ist ein passgenaues Matching ausschlaggebend. Lehrkräfte und Studierende bewerben sich online in einem speziell für die Lehr:werkstatt von der Eberhard von Kuenheim Stiftung entwickeltes TandemTool. Das TandemTool stellt die Bewerber orientiert an ihren Unterrichts- bzw. Studienfächern, Erwartungen und Persönlichkeitsmerkmalen zusammen, was in der Folge eine intensive

und vertrauensvolle Zusammenarbeit der Tandems ermöglicht. Bei einem persönlichen Kennenlernen der Bewerber wird die Auswahl bestätigt.

Wie läuft das Lehr:werkstatt-Jahr ab?

In zwei dreiwöchigen Blöcken während der vorlesungsfreien Zeiten sowie ca. fünf Stunden pro Woche während des Semesters begleitet der Lehr:werker seinen Lehr:mentor aktiv im Unterricht. Nach einer gezielten Zusammenführung der Tandems durch das TandemTool klären Lehr:mentor und Lehr:werker ihre Rollen, Aufgaben und Erwartungen. Im Tandem vereinbaren sie die Unterrichtsstunden frei und individuell, unter Berücksichtigung der Semester- und Stundenpläne der Beteiligten. Über ihre gemeinsame Arbeit steht das Leitthema "Mehr Mensch pro Schüler" geschrieben, dessen Ausgestaltung und Umsetzung im Schuljahr sie individuell vereinbaren. Die Praxisphase an der Schule wird durch Impulse von außen ergänzt: die Lehr:werker reflektieren an der Universität ihre Erfahrungen in einem wöchentlichen schulpädagogischen Begleitseminar. Drei Kompetenzworkshops mit Themen wie Teamteaching, Classroom-Management und Kompetenzorientierung geben Impulse für die Tandemarbeit. Die Teilnahme ist für die Lehr:werker verpflichtend, für die Lehr:mentoren freiwillig (Anerkennung als Fortbildungsmaßnahme).

Interessierte Lehrkräfte und Studierende des Gymnasial- und Realschullehramts aus den Regionen München, Würzburg, Erlangen-Nürnberg und Passau (nur Realschule) können sich unter www.lehrwerkstatt.org bewerben (20. Januar – 27. April 2014). Dort finden Sie auch Informationen zum Ablauf des Lehr:werkstatt-Jahres und zum Matching-Prozess sowie Stimmen und Erfahrungen aus den bisherigen Jahrgängen.





Das Institut für Soziologie – Altbau, hohe Decken und große Zimmer, Dielenboden. Hinter der Eingangstür ein schmales Treppenhaus mit Holztreppe und leicht abgenutzten Stufen. Nach den ersten paar Stufen und zwei Türen ist man im großen Gemeinschaftszimmer mit Couch, Kaffeeküche, Kopierer und Balkon angekommen. In den folgenden Stockwerken findet man große, helle Seminarräume und Büros, im obersten Stockwerk befindet sich ein PC-Labor.

„Hier kommt man ja nicht mal in den Hausflur.“ - so oder so ähnlich wird es wohl einem Rollstuhlfahrer gehen, wenn er das Gebäude betreten möchte. Denn die erste Hürde ist nicht das Treppenhaus – sondern bereits die erste Stufe, um überhaupt zur Tür zu gelangen. Was also tun? LMU-intern wurden bereits verschiedene Möglichkeiten diskutiert, um das Gebäude barrierefrei zu erschließen. Ebenso ist „Barrierefreiheit“ in der Fachschaft Soziologie ein großes Thema. Die Diskussion um Pro und Kontra soll kommendes Semester richtig in Fahrt kommen.

„Da gibt es verschiedene Ansätze“ - bei dieser Aussage sind sich sowohl die Fachschaft der Soziologie als auch der Beauftragte der behinderten und chronisch kranken Studierenden der LMU, Herr Dr. Christoph Piesbergen, einig.

Der Beauftragte erklärt, dass ein barrierefreier Zugang des gesamten Gebäudes mit einem Umbau des Dachstuhls verbunden wäre. Die vorhandenen Mittel rei-

„Von Barrierefreiheit hatte der Architekt Friedrich von Gärtner 1827, als er den Auftrag für einen Entwurf des Gebäudes bekam, vermutlich noch nichts gehört.“

chen dafür jedoch möglicherweise nicht aus. Es wäre aber noch im Rahmen, den Zugang zum Erdgeschoss zu ermöglichen – zumindest die Erschließung des Erdgeschosses steht also zur Debatte. Welche Möglichkeiten gäbe es hierfür?

Einen Aufzug an der Außenseite des Gebäudes anzubringen ist nicht realisierbar, denn es dürfen aufgrund des Denkmalschutzes keine Modifikationen an der Fassade durchgeführt werden. Bleibt also nur das Innere des Gebäudes. Jeder, der schon einmal im Soziologie-Institut war, wird sich nun fragen – wo soll da noch ein Aufzug hin? Neben dem sowieso schon eingeschränkten Platzangebot würden weitere Büros und Vorlesungsräume verloren gehen. Ein ebenerdiger Zugang zum Aufzug wäre nötig. Ein Lift, der in der Hochparterre beginnt, wäre ja maximal eine Lauferleichterung für alle anderen Besucher des Instituts. Für den Einbau einer behindertengerechten Toilette würde zusätzlich ein weiterer Raum wegfallen. Somit kommt diese Alternative leider nicht infrage.

Eine andere Möglichkeit wäre es, eine Rampe zu bauen. Im Hauptgebäude der LMU, Geschwister-Scholl-Platz 1, ermöglichen die bestehenden Rampen körperlich eingeschränkten Menschen zumindest Zugang zum Erdgeschoss. In Kombination mit Aufzügen sind große Teile des Gebäudes barrierefrei. Von Barrierefreiheit hatte der Architekt Friedrich von Gärtner 1827, als er den Auftrag für einen Entwurf des Gebäudes bekam, vermutlich noch nichts gehört. Barrierefreiheit hatte



auch beim Bau der Konradstraße 6, des jetzigen Instituts für Soziologie, nicht unbedingt höchste Priorität. Im Hauptgebäude gibt es ausreichend Platz, damit Einrichtungen zur Barrierefreiheit installiert werden können. Im Soziologie-Institut gibt es hingegen nur ein enges Treppenhaus und es ist somit unmöglich eine Rampe einzubauen – höchstens einen Treppenlift. Und der ist aufgrund des Brandschutzes auch noch verboten.

Die Idee mit der Rampe ist aber noch nicht vom Tisch. Könnte man nicht auch eine Rampe außen an das Gebäude anbauen? Es gibt doch einen Balkon im Gemeinschaftszimmer! Damit wäre der erste Stock barrierefrei erreichbar. Ein Vertreter der Fachschaft meint, „In der Fachschaft haben wir das mal berechnet. Die Rampe müsste etwa 30 Meter lang sein.“ Eine Rampe für Rollstuhlfahrer*innen darf 6% Steigung nicht überschreiten und es muss alle sechs Meter Rampenlänge ein 1,50 Meter langes Zwischenpodest eingefügt werden. Wenn man nun also eine Höhe von 1,60 Meter überwinden möchte, so müsste die Rampe tatsächlich 30 Meter lang sein. Es wird zudem eine Breite von 1,50 Meter empfohlen, damit man auf dem Rollstuhl noch wenden kann. So viel Platz gibt der Hinterhof kaum her.

Herr Dr. Piesbergen hat diesbezüglich mit Frau Regina Heindl, Leiterin der Geschäftsstelle Konradstraße 6, telefoniert: „Sie sagte, selbst wenn man mit einer Rampe ins Erdgeschoss kommt – da wäre dann nur sie, ein paar Büros und der Gemeinschaftsraum.“ Denn die Seminarräume befinden sich alle in den höheren Stockwerken.

„Altbauten müssen nicht nachgerüstet werden“, sagt Herr Dr. Piesbergen. „Wenn all die Bausachen fehlschlagen, muss das auf organisatorischer Ebene geklärt werden.“ Verpflichtend ist es, dass die LMU München dafür Lösungen findet. Kurse müssen also in entsprechende Räume verlegt werden, die den barrierefreien Zugang ermöglichen. Mitarbeiter*innen müssen Büros mit entsprechendem Zugang zur Verfügung gestellt werden. Die Leopoldstraße 13 liegt in unmittelbarer Nähe des Soziologieinstituts. „Da ist extra ein Raum, der oft frei ist, und der ist auch nicht weit vom Soziologieinstitut entfernt“, meint der Beauftragte. Dieser Raum ist barrierefrei zu erreichen und Seminare können dort stattfinden.

„Das Thema steht weit oben auf unserem Semesterplan“, sagt der Vertreter der Fachschaft. Es ist zu hoffen, dass es in naher Zukunft ein Ergebnis gibt, denn diese Diskussion läuft jetzt schon seit Ende 2012. Zuletzt hat sich Frau Heindl an die Leitung des Referats IV.1, verantwortlich für Planung, Bau und Bewirtschaftung, gewendet und um eine zeitnahe Antwort gebeten. Es ist abzuwarten, wie das Referat den Begriff „zeitnah“ interpretiert.

Dr. Christoph Piesbergen
akademischer Direktor
Fachstudienberatung für Klinische Psychologie und Psychotherapie, Anerkennung der Außenpraktika, Beauftragter der behinderten und chronisch kranken Studierenden an der LMU
Leopoldstr. 13
80802 München
Raum 3308

http://www.psy.lmu.de/klin/personen/wiss_ma/piesbergen/index.html

Dipl. Soz. Regina Heindl
Leitung der Geschäftsstelle /
Fachstudienberatung Diplom,
Magister und Promotion
Institut für Soziologie
Konradstr. 6 / Zi EG 006
80801 München

www.sociologie.uni-muenchen.de/einrichtungen/geschaeftszimmer/mitarbeiter/personen/heindl_regina/index.html

Fachschaft Soziologie der LMU
Fachschaftsvertretung
Konradstraße 6
80801 München

<http://bit.ly/1nUgND8>



Michael Kosok
studiert Soziologie
und Wirtschafts-
wissenschaften.

Veranstaltungen

Uni:

Uni-Kunst: "Orgel on the Rocks" 12.04.
Bildungscamp (Sommer 2014)
Tunix (Technische Universität) 23. - 28.06.
Uni-Sommerfest 4.7.

Konzerte:

Lykke Li 30.4. (Kesselhaus) 
Die Lange Nacht der Musik 17.5. 
FM Belfast 23.05. (Freiheiz) 
Klassik am Odenonsplatz 5/6.7. 

Events:

Holi – Fest der Farben 12.4.
Blade Night jede Woche ab 5.5.
Oben Ohne 19.6. 

Open Air Kino:

Kino, Mond & Sterne 06.06 – 08.09.
Open Air Kino im Viehof 11.06 – 31.08.

Festivals:

Internationales Dokumentarfestival 7. – 14. 5.
Filmfest München 27.6.- 5.7.
Surf & Skate Festival Juli 2014



Wir bringen euch
zu den Stars.



Tickets online bestellen: www.muenchenticket.de

KLASSIK. BALLET.

ROCK. POP.

MUSICAL. JAZZ.

THEATER. COMEDY.

SHOW. SPORT.



Callcenter
0 89 / 54 81 81 81

Mo bis Fr: 9 – 20 Uhr
Samstag: 9 – 16 Uhr
So / Feiertage: 10 – 16 Uhr

Die schönsten Festivals in Bayern.

Präsentiert von Bayerns schönstem Radio.



Juni: Pfingst Open Air in Straubing / Uniopenair in Bayreuth / Umsonst & Draußen
in Würzburg / Im Grünen Festival in Kirchanschöning // Juli: SoundFeel Festival
in der Fränkischen Schweiz // August: Prima Leben und Stereo in Freising /
Taubertal Festival in Rothenburg o. d. Tauber / Utopia Island in Moosburg a. d. Isar /
Kuahgartn Open Air in Wasserburg

Infos, Bilder, Ticketverlosungen und vieles mehr auf
deinpuls.de





TRENDIGE STREETWEAR

SPRING/SUMMER 2014



GALERIA KAUFHOF AM MARIENPLATZ • 2. UNTERGESCHOSS

089 / 231 85 793 (-491) • www.ustyle-fashion.de • onlineteam@ustyle-fashion.de • www.facebook.de/ustylefashion

GALERIA Kaufhof GmbH, Leonhard-Tietz Str. 1, 50676 Köln